

Lehre und Wehre.

Jahrgang 57.

August 1911.

No. 8.

Rede,

gehalten am 22. Juni 1911 bei Gelegenheit des Abiturientenaktes des Concordia-Gymnasiums zu Milwaukee, Wis.

Der Chrw. Fakultät und Aufsichtsbehörde, den Abiturienten und Zöglingen sowie allen Freunden dieser Anstalt Achtung und Gruß zubor!

Geehrte Festgenossen!

Eine großartige Erscheinung, eine hellstrahlende Persönlichkeit auf dem dunklen Hintergrund einer bösen Zeit ist der Prophet Daniel, dessen Lebensgeschichte Ihnen ja allen bekannt ist. Auf Befehl des Königs Nebukadnezar wurde er mit andern Jünglingen aus den Gefangenen Judas ausgewählt, daß er am Hofe diene. Zu dem Ende wurde er drei Jahre lang in chaldäischer Sprache, Literatur und Weisheit unterrichtet. Diesen Studien lag er mit seinen drei Gesinnungsgenossen mit allem Fleiß ob, so daß sie unter Gottes Segen nach Beendigung ihrer Studienzeit in dem Examen vor dem König zehnmal klüger erfunden wurden als alle Weisen in dem ganzen Reich.

Daniel studierte an dem Hofe eines Königs, der ein Feind und Bedränger Israels war. Er studierte unter heidnischen Lehrmeistern, und der Gegenstand seiner Studien war heidnische Weisheit. Unter allen diesen verderblichen Einflüssen bewahrte er sich ein gläubiges Herz. Er ließ sich durch die heidnische Weisheit nicht betören, durch die Pracht seiner Umgebung nicht blenden und durch alle weltliche Ehre, die ihm zuteil wurde, um seine Erstgeburt nicht betrügen. Gleich zu Anfang seiner Studienzeit nahm er sich vor, daß er sich mit heidnischem Greuel nicht verunreinigen wolle, und verschmähte daher die Speisen von des Königs Tisch, weil mit deren Genießung viel Götzendienst verbunden war. Und diesem Voratz blieb er sein Leben lang treu. Obwohl er so fleißig in seinem Studium war, daß er alle chaldäischen Weisen in ihrer eigenen Weisheit übertraf, obwohl er mehreren Königen mit solcher Treue und Umsicht diente, daß er zu den höchsten Ehrenstellen im Staat

gelangte, so behielt er doch das Gesetz seines Gottes in seinem Herzen und in seinem Munde. Wie uns ausdrücklich berichtet wird, hatte er in dem Obergemach seiner Wohnung nach Jerusalem hin offene Fenster. Hier kniete er dreimal des Tages nieder und betete zu dem lebendigen Gott. Nach Jerusalem war sein Blick gewandt, auf Gott sein Herz gerichtet.

Die Bedeutung dieser flüchtigen Stütze der Lebensgeschichte Daniels für den gegenwärtigen Abitientenakthus liegt auf der Hand. Erlauben Sie, daß ich, soweit es mir die mir zugemessene Zeit gestattet, einzelne Punkte daraus ein wenig näher ausführe.

In dem Augenblick, da Gott Israel um seiner Sünden willen dabhängt, bereitet er auch die Hilfe für die Zeit der Bedrängnis und die Erlösung aus derselben vor. Und dies tut er, indem er dem König Babylons in das Herz gibt, jüdische Jünglinge in aller Weisheit der Chaldäer unterrichten zu lassen. Gott nimmt also die Bildung jenes Landes und jener Zeit in seinen Dienst, um seinen Gnadenrat an Israel hinauszuführen. Durch klassisch gebildete Leute läßt Gott seinem Volk in jenem fremden Lande nicht nur leiblichen Schutz angeidehen, sondern hält auch durch sie die Hoffnung Israels wach und bewahrt sich so ein Häuflein, das an den Wasserflüssen Babylons Zions gedachte und, als die Zeit kam, sich mit Freuden aufmachte, um Jerusalem wieder zu bauen.

Wir erkennen hieraus, daß wir dem Willen Gottes gemäß handeln, wenn wir uns allerlei weltliche Kenntnisse aneignen, um sie in dem Dienst seiner Kirche zu verwenden, und daß es einer Kirchengemeinschaft nicht zum Schaden, sondern vielmehr zum Vorteil gereicht, wenn namentlich die Leute, die als ihre Lehrer und Prediger an ihrer Spitze stehen, eine gute klassische Ausbildung besitzen. Diese gewährt ihnen nicht nur den Vorteil, daß sie imstande sind, die Schrift und die Meisterwerke auf theologischem Gebiet in den Originalsprachen zu lesen und so zu einem selbständigen theologischen Urteil zu kommen, sondern auch überhaupt die Vorteile, die eben nur durch eine derartige Ausbildung zu gewinnen sind.

Welches sind diese Vorteile? Warum pflegen wir auch gerade diese Studien auf allen unsren kirchlichen Lehranstalten je nach Umständen mehr oder weniger? Lassen Sie mich etliche dieser Vorteile namhaft machen!

Gerade das klassische Studium, die tägliche gründliche Beschäftigung mit den Sprachen, der Geschichte und der Weisheit der alten heidnischen Kulturwelt, macht aufs innigste vertraut mit der Weisheit und den Zielen der Kinder dieser Welt, unter denen die Kirche zu allen Zeiten ihre irdische Existenz hat. Wohl haben sich die Zeiten und die Menschen seit den Tagen eines Sokrates, Demosthenes und Cicero vielfach verändert; wohl hat auf allen Gebieten menschlicher Tätigkeit ein gewaltiger Fortschritt stattgefunden; wohl ist im Laufe der Jahrhun-

derte durch die Predigt des Evangeliums der ganze Menschenteig durchföhrt worden, so daß die heutige Kulturwelt einen christlichen Anstrich hat: allein in den Dingen, die Gott und den Weg zu ihm betreffen, steht die heutige Welt als solche noch genau auf demselben Standpunkt wie ehemals. In diesen Dingen ist sie noch um keinen Deut über die Weisheit der alten Griechen und Römer hinausgekommen. Ein christlicher Theolog, der in der Gedankenwelt der alten Griechen und Römer zu Hause ist, versteht daher den Geist, der auch zu dieser Zeit sein Werk hat in den Kindern des Unglaubens; er versteht es, alle Weisheit dieser Welt auf geistlichem Gebiet auf das rechte Maß zu sehen, das ein bekannter Dichter mit den Worten angibt: „Unserer Weisheit höchstes Wissen ist stets zuletzt: wir wissen nichts.“ Während einerseits durch das klassische Studium der Sinn für das menschlich Schöne und Edle geweckt und gebildet wird, wird dadurch dem christlichen Theologen andererseits die Beschränktheit und Nichtigkeit aller menschlichen Weisheit recht handgreiflich vor die Augen geführt. Je tiefer er mit Daniel eingedrungen ist in alle Weisheit der Chaldäer, desto tiefer erkennt er auch, daß die Furcht des wahren Gottes aller wirklichen Weisheit Anfang ist.

Die breite und feste Grundlage einer allgemeinen Bildung schafft ferner den nötigen Raum, um die mancherlei Fragen, wie sie im täglichen Leben an uns herantreten, nach ihren verschiedenen Seiten hin ins Auge fassen und mit Verständnis prüfen zu können. Dieser Unterricht schärft den Blick für die wesentlichen Punkte einer jeden in Frage kommenden Sache, gibt Anleitung, sie logisch zu kombinieren und abzuwägen und so zu einem richtigen Endurteil zu gelangen. Er wehrt der Einseitigkeit der Erwägung, dem Haften am Unwesentlichen und damit dem so verderblichen Eifern mit Unverständ. Dieser Unterricht bringt die Kräfte unsers Geistes nach Verstand, Wille und Gemüt in tätigen Einklang und reicht eben damit das dar, worin das Wesen einer guten weltlichen Bildung besteht. Durch diesen Unterricht gibt das deutsche Gymnasium seinen Zöglingen einen unbezahlbaren Schatz mit auf ihren Lebensweg, erweist sich ihnen als alma mater, als eine segenspendende Mutter.

Eine weitere wohlätige Wirkung einer klassischen Bildung ist, daß sie das Streben nach höheren Lebensidealen an ihrem Teile anregt und wach erhält. Gerade auf den besseren weltlichen Lehranstalten unsers Landes ist man daher in den letzten Jahrzehnten wieder mehr und mehr abgekommen von den seinerzeit so stark befürworteten Spezialkursen ohne die Grundlage einer allgemeinen Bildung. Das Ziel jener Sonderkurse war, einem Zögling möglichst schnell zu einer in finanzieller Hinsicht guten Lebensstellung zu verhelfen. Damit war der Broterwerb zum Ideal des ganzen Strebens gemacht. Die verderblichen Folgen einer solchen Erziehung sind nicht ausgeblieben. Sie hat, von ihren Leistungen ganz abgesehen, die höheren Berufsarten in den Augen

des Volkes und unser Volk in den Augen anderer Nationen erniedrigt. Der Mensch allein hat freilich das einzig rechte Lebensideal, der Christum gewinnen und seinem Vorbild immer ähnlicher werden will. Und dies Ideal hat jeder wahre Christ, ganz abgesehen von seinem weltlichen Bildungsstand. Indem jedoch das klassische Studium die Kräfte des Geistes schärft, mit dem menschlich Edlen und Schönen bekannt macht und die Lust zu allerlei Studien weckt, trägt es an seinem Teile dazu bei, die Gesinnung eines Menschen zu veredeln. Auch aus diesem Grunde ist die christliche Kirche je und je und sonderlich gerade in ihren besten Zeiten eine treue Pflegerin der schönen Künste und Wissenschaften gewesen, und ihre hervorragendsten Glieder sind, wie unter anderm das Beispiel Luthers und Walthers zeigt, mit der ganzen Wucht ihres Einflusses für sie eingetreten.

Und auf noch einen Vorteil sei in diesem Zusammenhang hingewiesen. Eine klassische Bildung trägt auch an ihrem Teile dazu bei, daß man lernt, in rechter Weise allen alles zu werden. Und das ist gerade für den Theologen im praktischen Amt von großer Bedeutung. Sein Beruf bringt ihn fort und fort mit allerlei Leuten in Berührung, mit Leuten, die an Charakter, Temperament, Bildung, Lebensstellung und Interessen voneinander sehr verschieden sind. Da gilt es, sich anzupassen, auf die verschiedenen Interessen mit Verständnis einzugehen, Zeitfragen und Zeitströmungen richtig zu beurteilen und andern zu einem richtigen Urteil zu verhelfen, und was dergleichen mehr ist. Nur so wird es unter Gottes Segen gelingen, überall etliche zu gewinnen. Bei dieser schwierigen Arbeit leistet eine gute Bildung vor treffliche Dienste. Das einzig wirksame Mittel ist freilich auch hierbei Gottes Wort; aber die Art und Weise, wie es an den einzelnen Mann gebracht wird, ist durchaus nicht ohne Bedeutung, und darum ist die Anleitung, die eine gute Ausbildung dazu gibt, von großer Wichtigkeit. Wäre ein Daniel nicht in aller Weisheit der Chaldäer unterrichtet gewesen, so hätte er die Stelle am Hofe des Königs nicht ausfüllen können, die ihm Gott daselbst zugewiesen hatte.

Ist nun aber das Studium, von dem wir reden, nicht mit großen Gefahren für den Schriftglauben verbunden? Allerdings! Wir müssen jedoch bei dieser Antwort gleich von vornherein feststellen, daß es eben auch nur Gefahren sind, daß ein klassisches Studium nicht etwa notwendigerweise zum Unglauben führt. Haben sich doch ein Daniel und seine Genossen bei diesem Studium selbst unter äußerst schwierigen Verhältnissen ihren Glauben und ein gut Gewissen bewahrt. Wenn daher ein neuerer Dichter Christum, den Gott seiner Jugend, mit den Worten anredet: „In des Denkens Triebe schied ich fern von dir“, so spricht er damit eine Unwahrheit aus. Der Trieb zum Denken, die Freude an der Erkenntnis der Dinge dieser Welt, hat noch nie einen Menschen von Christo geschieden. In keinem Fall war „des Denkens Trieb“, sondern in jedem Fall war der böse Wille die Ursache des Ab-

fälls; denn noch nie hat ein Geschichtsforscher mit dem größten Aufwand von Gelehrsamkeit, noch nie hat ein Physiker mit der schärfsten Linse, noch nie hat ein Astronom mit dem stärksten Fernglas, noch nie hat irgendein Gelehrter auf irgendeinem Gebiet menschlichen Wissens eine Tatsache, eine wirkliche Tatsache entdeckt, die der Heiligen Schrift widerspräche. An Hypothesen, die solches tun, an Hypothesen, die mit dem Schriftglauben schlechterdings unvereinbar sind, ist freilich kein Mangel. Aber Hypothesen sind eben keine Tatsachen. Niemals widerstreiten geschichtliche oder naturgeschichtliche Tatsachen der Heiligen Schrift, sondern stets nur die verkehrten Schlüsse, die aus Tatsachen und noch häufiger aus vermeintlichen Tatsachen gezogen werden. Läßt darum gleich mit dem klassischen Studium Gefahr für den Glauben verbunden sein — und womit wäre denn solche Gefahr nicht verbunden? —, so viel steht einmal unter allen Umständen fest: die Möglichkeit, bei solchen Studien im Glauben zu bleiben, ist bei weitem nicht ausgeschlossen.

Als zweite Antwort auf den berührten Einwand diene folgendes: Eben weil Gefahren für den Glauben mit den doch so wertvollen und nützlichen Studien verbunden sind, ist es die Pflicht der Kirche, allerlei Lehranstalten zu errichten und zu pflegen, in denen Gottes Wort, das Wort der Wahrheit, regiert, in denen die Schüler von gläubigen Lehrern unterrichtet werden, in denen der ganze Unterricht durchdrungen und getragen ist von der Liebe Christi. Auf solchen Anstalten werden dann Leute herangebildet, die des Wissens Gut nicht mit dem Verlust eines gläubigen Herzens zahlen. Solche Anstalten sind die Schulen, Hochschulen, Gymnasien und Seminare unserer Synode. Gott segne alle diese Anstalten und alle, die darin als Lehrende oder Lernende tätig sind!

Und nun noch ein kurzes Schlusswort an Sie, werte Herren, die Sie heute abend der hiesigen Anstalt Lebewohl sagen.

Sie haben in dieser Anstalt unter der treuen und mühsamen Arbeit Ihrer Professoren einen trefflichen Unterricht genossen. Bewahren Sie darum dieser Anstalt und ihrer verehrten Fakultät ein treues und dankbares Andenken und beweisen Sie das in Ihrem ganzen späteren Leben dadurch, daß Sie das Wohl dieser Anstalt sowie das Wohl des ganzen Unterrichtswesens unserer Synode nach Kräften fördern helfen.

Unterlassen Sie ferner nicht, auf dem hier gelegten guten Grund einer allgemeinen Bildung weiter zu bauen; bewahren Sie sich jederzeit ein reges Interesse an den klassischen Studien. Ein solches ist der gedeihlichen Ausführung Ihres Berufs, was immer er sein möge, durchaus nicht schädlich.

Vor allen Dingen aber halten Sie Ihre Fenster nach Jerusalem hin stets offen. Das sei das Endziel, das eigentliche Ideal all Ihres Strebens, daß Sie Christo, dem großen König, und seinem großen Reiche dienen wollen, daß Sie, wie ein Daniel in Chaldäa, das Banner des rechten Glaubens vor Freund und Feind an jedem Ort Ihrer Wirksamkeit hochhalten wollen. Wenn sich dann einmal Ihr Tag zu seinem

Ende neigt, und die Nacht sich niedersetzt, dann wird sich an Ihnen in entsprechender Weise das Wort des Propheten erfüllen: „Um den Abend wird es licht sein“; dann wird Gott zu einem jeden unter Ihnen wie zu Daniel sprechen: „So gehe nun hin und ruhe, daß du auferstehest in deinem Erbteil am Ende der Tage!“

H. Speckhard.

Taten und Schicksale des erhöhten Joseph in Ägypten.

Im Anschluß an ein Referat über das Leben des Patriarchen Joseph erfolgt hier auf mehrfachen Wunsch der zweite Teil der damaligen Lehrverhandlungen, der in dem dritten Synodalbericht des Texas-Distrikts vom Jahre 1909 nicht mehr Verwendung hatte finden können. Die Betrachtung hatte dort abgeschlossen mit 1 Mos. 41. Sie setzt also nunmehr ein mit

1. der ersten Reise der Brüder Josephs nach Ägypten.

(1 Mos. 42.)

Nach drei Tagen waren seinerzeit die Träume des obersten Mundschenken und des obersten Bäckers in Erfüllung gegangen, wie Joseph es ihnen geweissagt hatte. Die beiden späteren Träume Pharaos hatten sich zum Teil auch bereits erfüllt; die sieben fruchtbaren Jahre waren gekommen und nun vorüber, und sie führten fort sich zu erfüllen, indem nun die sieben Hungerjahre begonnen hatten. Jetzt war nun aber auch die Zeit gekommen, wo nach Gottes Rat und Willen Josephs eigene, viel ältere Träume anfangen sollten sich zu erfüllen. Jetzt, nach 21 Jahren wenigstens, sollten seiner Brüder Garben zum erstenmal sich neigen vor seiner Garbe. Wie es dazu kam, das erzählt uns überaus anschaulich das 42. Kapitel der Genesis. Die Teurung im Lande Kanaan hatte den alten Jakob und seine Familie auch schwer getroffen. Das Getreide fing an gar selten zu werden, und zuletzt war es im Lande Kanaan für keinen Preis mehr zu haben. Wohin sollten sie sich dann wenden, um zu leben und nicht zu sterben? Da hat Jakob gehört, in Ägypten ist Vorrat, dorthin ziehen von Zeit zu Zeit Karawanen, und man kann dort Speise kaufen. Er spricht also zu seinen Söhnen: „Was seht ihr euch lange um“, was schaut ihr einander so ratlos an? Bieht nur hinab nach Ägypten und kaufst uns Getreide von dort; es wird uns ja nichts anderes übrigbleiben. Denn hier ist nichts, und dort sollen große Vorräte aufgehäuft liegen. Ja, daran hatten die Söhne Jakobs wohl auch schon gedacht, auch schon davon gehört. Aber das Wort Ägypten hatte einen unheimlichen, schlechten Klang in ihren Ohren. Dorthin war ja auch einst die Karawane gezogen, der sie ihren Bruder Joseph um zwanzig Silberlinge verkauft hatten. Darum war es ihnen nicht recht geheuer, dahin zu gehen, so sehr sie für sich und ihre Weiber und Kinder auch Speise begehrten.

Darum muß der Vater sie geradezu auffordern hinzuziehen. Dem sagen sie aber nicht, warum sie nicht gerne dahin gehen.

So machen sie sich denn auf, ihrer zehn; aber den Benjamin läßt Jakob nicht mitziehen; es möchte ihm, fürchtet er, ein Unfall begegnen. Wir sehen, er hat die Liebe, die er einst Joseph geschenkt hat, den er noch nicht hat vergessen können, auf den andern Sohn seiner Rachel, auf Benjamin, übertragen; um den sorgt er sich mehr als um die andern zehn Söhne. Die aber gehen nun auch alle zehn. Je zahlreicher sie sich einfinden, um so mehr Speise hoffen sie kaufen zu können. Denn allzuviel gab man nicht weg in Ägypten an die einzelnen, nicht einmal an die Einheimischen, geschweige an fremde Kauflustige. Man war ja erst am Anfange der teuren Zeit; es standen noch sechs Jahre bevor, in denen keine Ernte zu erwarten war. Es mußte also sparsam zugeteilt und noch für spätere Jahre reicher Vorrat in Ägypten und für Ägypten aufzuhalten werden. Sicher hat man davon auch in Kanaan gehört und gewußt. Darum kam auch dem alten Jakob nicht einmal der Gedanke, das Beispiel seines Großvaters Abraham und seines Vaters Isaak nachzuahmen, die in den Zeiten der Dürung in Kanaan einfach vorübergehend nach Ägypten gezogen waren und sich dort aufgehalten hatten. Jetzt war eben in Ägypten auch Dürung und nicht Überflüß. Jetzt sah man also Leute, die in Ägypten längere Zeit bleiben wollten, nicht gerne kommen, denn sie vermehrten nur die Zahl der Esser. Man wird also gerade ein Auge gehabt haben auf fremde Leute, von denen man dachte, die könnten sich dergleichen vorgenommen haben. Die zehn Brüder Josephs zogen aber nicht allein, sie mischten sich unter eine größere Karawane solcher, die in der gleichen Absicht, Speise zu kaufen, nach Ägypten hinabzogen. Sie kommen auch glücklich dahin. Und Joseph, er, er eben, so hebt der hebräische Text mit Nachdruck hervor, er eben war der Machthaber über das Land; er war es, der das Getreide verkaufte allem Volk des Landes. So redet die Heilige Schrift nicht ohne Ursache. Sie will sagen: Sie mußten, sie mußten doch kommen, die zehn, und mußten sich vor Joseph verbeugen mit ihrem Angesicht zur Erde. Sie hatten seine Träume verachtet und verspottet, sie hatten ihre Erfüllung ein für allemal bereiteln wollen, und nun müssen sich ihre Garben neigen vor Josephs Garbe, und zwar, ohne daß sie es noch fürs erste wissen, daß es Joseph ist, vor dem sie stehen. Zweimal sagt nun der Text: „Joseph sah seine Brüder an und kannte sie“; und einmal fügt er bei: „aber sie kannten ihn nicht“. Das letztere war ja gar nicht zu verwundern. Siebzehn Jahre alt war Joseph gewesen, als seine Brüder ihn verkauften; nun war er ein 38jähriger Mann. In diesen Jahren verändert man sich gar gewaltig. Aus dem Jüngling, der fast noch ein Knabe gewesen war, war ein reifer Mann geworden. Und Joseph stand ja vor ihnen nicht in hebräischer Hirtenkleidung oder in seinem bunten Rock, sondern in der vornehmnen Tracht eines ägyptischen Großen. Dazu redete er mit ihnen nicht per-

sönlich, sondern durch einen Dolmetscher, gerade als ob er ihre Sprache nicht verstände. Wiederum auch, daß er sie erkannte, kann uns gleichfalls nicht befremden. Sie waren ja schon Männer gewesen, zum Teil schon verheiratete Männer, als sie ihn verkauften. Bei Männern in reiferen Jahren aber verändert sich das Aussehen weniger. Dazu trugen sie ihre gewöhnliche Tracht hebräischer Hirten. Sie redeten untereinander Hebräisch, und wenn auch Joseph vielleicht den einen oder andern, falls er ihn allein gesehen hätte, nicht so leicht möchte erkannt haben, weil doch eben 21 Jahre vergangen waren, so konnte ihm doch jetzt, da er sie alle zehn beisammen sah, das Erkennen nicht schwer fallen. Er kannte etwa von früher her ihre Gebärden und die ganze Weise der einzelnen, sich zu geben. Es werden also wenige Augenblicke vergangen sein, bis er bei sich selbst heraus hatte: das ist Ruben, das muß Simeon sein, dieser Levi, Dan, Naphtali &c. Ja, er erkannte sie. Und wie muß ihm zumute gewesen sein bei diesem Erkennen! Zunächst heißt es: „Er gedachte an die Träume, die ihm von ihnen geträumet hatte.“ Joseph wird wohl früher und auch seit dem Stande seiner Erhöhung oft an diese Träume gedacht und sich dabei gefragt haben, ob die sich wohl auch noch erfüllen würden. Ja, Joseph mag, wenn jetzt aus den umliegenden Ländern so eine Karawane nach der andern ankam, Speise zu kaufen in Ägyptenland, manchmal bei sich gedacht haben: ob meines Vaters Haus oder meine Brüder und ihre Familien wohl auch Hunger leiden, ob von denen wohl auch der eine oder der andere einmal herabkommt, Speise zu kaufen? Wir dürfen uns ja nicht vorstellen, als ob ein so hoher Beamter wie Joseph jeden Mästersack Weizen sozusagen persönlich verkauft hätte. Aber er wird Ordre gegeben haben, wenn Fremde, zumal in größerer Anzahl, kämen, um ein größeres Quantum Speise zu kaufen, ihn selbst zu benachrichtigen und auch die Leute ihm vorzuführen. So war es denn auch jetzt geschehen. Und nun sieht er seine Brüder vor sich liegen und seinen Traum in Erfüllung gehen. Wie wird ihm sein Herz gepocht und geklopft haben bei diesem Anblick!

Was tut er nun aber? „Er stellte sich fremd gegen sie und redete hart mit ihnen.“ Das ist das nächste, was wir lesen. Und hier gehen nun gleich die Meinungen der Ausleger weit auseinander. Die einen meinen, beim Anblick seiner Brüder sei ihm eben mit aller Macht die große Übeltat gegen ihn selbst in Erinnerung gekommen, und da habe in ihm das Gefühl: Nun habe ich euch in meiner Gewalt, nun sollt ihr mir aber auch von der Angst der Seele, die ihr damals über mich gebracht habt, etwas zu empfinden kriegen! — Dieses Gefühl habe in ihm gestritten mit der Begierde, sich ihnen als ihren Bruder zu erkennen zu geben, bei dieser Gelegenheit etwas von Hause zu erfahren und zugleich über sie zu triumphieren, daß sie nun doch sich hätten vor ihm zur Erde neigen müssen. Das wäre ja alles menschlich und wohl möglich; auch Christen, auch wahrhaft Gläubige sind ja davon nicht frei

und darüber nicht erhaben, daß sie nicht sollten versucht werden können zur Rache sucht, zur Vergeltung des Bösen mit Bösem, zur schadenfrohen Lust an der Seelenqual eines Widersachers. Andere Ausleger meinen, vom ersten Augenblick des Erkennens an habe Joseph jede mögliche böse Seelenerregung sofort unterdrückt, und er sei sich gleich klar gewesen über seinen Plan und über das ganze Verfahren, das er gegen sie einschlagen wolle, so daß er die Prüfungen, die er seinen Brüdern nachher auferlegte, ohne Schwankungen seiner Seele mit vollem gutem Gewissen über sie gebracht habe. Lassen wir die Frage für jetzt einmal liegen und hören wir, wie er sie behandelt hat.

Hart redet er sie an. Mit ägyptischen Worten — aber sie konnten's am Ton der Stimme hören, noch ehe der Dolmetscher es ihnen übersetzte, daß es keine freundliche Begrüßung war — sagte er ihnen ins Angesicht: Kundschafter seid ihr, Umherspäher; dazu seid ihr gekommen, zu sehen, wo das Land offen ist. Die Blöße des Landes, seine schwachen Stellen auszuspähen, das ist eure Absicht. Das wirft er ihnen vor. Noch heutzutage haben solche, welche von Kanaan aus sich dem Lande Ägypten nähern und etwa topographische Aufnahmen der Gegend oder Photographien nehmen, nicht selten den argwöhnischen Vorwurf zu hören: Ihr seid wohl gar Spione! Für einen Spion hatten die Brüder einst den Joseph gehalten, für einen, der ihrem Leben nachspähe, um sie dann beim Vater zu verklagen, und wie einen Spion haben sie ihn dann behandelt, haben ihm kein freundliches Wort gegönnt. Jetzt müssen sie den gleichen Vorwurf aus dem Munde dieses Mannes hören, der als der Machthaber Ägyptens vor ihnen steht. Spione, Späher, nein, das waren sie nicht. Darum weisen sie die Beschuldigung zurück, bescheiden zwar, wie sich's einem so hohen Herrn gegenüber gehört, mit dem nicht zu scherzen ist, aber doch auch entschieden. Nein, mein Herr, wir sind keine Kundschafter und sind's nie gewesen; redlich sind wir, alle eines Mannes Söhne. So bringt Joseph sie durch seine Beschuldigung dazu, daß sie von selbst anfangen, von ihrer Familie zu reden. Das würde doch ein Vater nicht tun, daß er zehn Söhne einen so gefährlichen Beruf treiben ließe, bei dem man immer das Leben aufs Spiel setzt. Nein, wir kamen nur, Getreide zu kaufen zur Speise. Aber Joseph wiederholt seinen Vorwurf: „Nicht also, sondern ihr seid gekommen, das Land zu verkundschaften.“ Und nun gehen sie in ihren Familienmitteilungen noch weiter; es ist, als wollten sie durch Offenheit das Vertrauen erwecken, daß man ihnen glaube. „Wir, deine Knechte, sind zwölf Brüder, eines Mannes Söhne im Lande Kanaan, und der jüngste ist noch bei unserm Vater; aber der eine ist nicht mehr vorhanden.“ Das waren ja wenige Worte, aber mit bebendem Herzen wird Joseph sie angehört haben. Wenn das wahr war, was sie jetzt sagten, dann lebten sie ja beide noch, sein alter Vater Jakob und sein leiblicher Bruder Benjamin. Aber durfte er ihnen das glauben? Sie hatten ja auch von ihm selbst geredet: „Der

eine ist nicht mehr vorhanden", und hatten dabei keine Ahnung, wie nahe er vorhanden war. Da hatten sie ja doch nur so halbwegs die Wahrheit gesagt. Wie würden sie wohl entsezt gewesen sein, wenn nun Joseph nach dem „nicht mehr Vorhandenen“ weiter gefragt und sich genauer erkundigt hätte: Sagt an, wo ist denn der geblieben? Ich glaube nicht, daß man aus der Rede allein: „Der eine ist nicht mehr vorhanden“ schon den Schluß ziehen dürfte, die Brüder hätten damals über ihre Tat noch keinerlei Reue empfunden. Denn sie hatten doch nicht an und für sich die Verpflichtung, ohne alle Not diesem ägyptischen Machthaber, den sie nicht kannten, die Sünden ihres vergangenen Lebens zu beichten. Sie müßten sich ja sagen, wenn wir ihm bekennen würden: Den einen Bruder haben wir verkauft, dann hält er uns noch viel mehr in Verdacht, als er schon jetzt tut, und traut uns noch Schlimmeres zu. Darum reden sie so, daß sie zwar der Wahrheit nicht ins Angesicht schlagen, aber sie doch auch nicht ganz heraussagen.

An eben dieser Halbheit aber kann Joseph desto mehr einhaken. Er begreift ja auch, warum sie nicht mit der ganzen Wahrheit herauskommen können; aber das macht ihm auch die halbe verdächtig und unsicher. Wer weiß, ob's auch wahr ist, mag er denken, muß er fast denken; und er will doch in dieser hochwichtigen Sache zu voller Gewißheit und Sicherheit kommen. So gibt er sich denn den Anschein, als glaube er von all dem Gehörten gar nichts, und spricht: „Das ist's, das ich euch gesagt habe: Kundschafter seid ihr!“ Und nun redet er weiter hart mit ihnen: Ihr sollt geprüft werden an dem, was ihr mir von eurem jüngsten Bruder gesagt habt; ich will zu erfahren suchen, ob das wahr ist. Beim Leben Pharaos, ihr kommt mir nicht eher fort von hier, bis euer jüngster Bruder herkommt. Einer von euch, den ihr selber auswählen mögt, soll hingehen und den Bruder holen; ihr andern bleibt so lange gefangen. Kommt euer jüngster Bruder nicht, dann seid ihr als Lüigner offenbar, und dann sollt ihr auch nicht anders behandelt werden, als man Kundschafter behandelt; dann geht's euch ans Leben. Nach diesen Worten handelt Joseph nun auch und setzt seine Brüder sämtlich drei Tage lang in Haft, nicht einzeln, sondern zusammen. Jetzt lassen die zehn auch gleichsam in einer Grube, aber nicht, wie einst Joseph, mit gutem Gewissen, sondern mit bösem. Aber Angst des Herzens, Angst wegen der Ungewißheit, Angst wegen der Trennung von ihren Familien hat sie befallen. So, wie es jetzt mit ihnen steht, beruht ja ihre einzige Hoffnung darauf, daß der Vater dem, den sie senden, den Benjamin auch wirklich überläßt, und daß der ihn herbringt. Wenn der Vater ihn nicht ziehen läßt — und er hängt ja so sehr an ihm, daß sie daran wohl zweifelten —, ja, wenn vielleicht gar der Vater den, den sie nach Benjamin senden, auch noch daheim behält, ach, dann stehen sie vor dem Manne, der so hart mit ihnen geredet und der hier alle Macht in Händen hat, ja als Lüigner da, dann gelten sie vor ihm als Kundschafter, und dann wartet ihrer ein schmäh-

licher und schimpflicher Tod. Eine andere Lösung können sie nicht sehen. Das müssen daher drei Tage großer Angst und Furcht für sie gewesen sein. Drei Tage freilich nur; Joseph hatte mindestens drei Jahre unschuldig im Gefängnis zugebracht.

Als nun der dritte Tag kam, wurden sie abermals vor Joseph beschieden. Sie konnten klein geworden sein, und Joseph redet nicht mehr ganz so streng und hart mit ihnen. Er hat sich auf einen milderden Weg besonnen. Nicht mehr alle will er sie hier behalten bis auf den einen, der den Benjamin holt, sondern einer nur soll hier bleiben, einer als Bürge gleichsam für den jüngsten Bruder, von dem sie geredet haben; die andern alle sollen heimgehen und das Getreide heimbringen, das sie und ihre Familien bedürfen. Sie sollen aber auch alle wiederkommen und dann auf alle Fälle ihren jüngsten Bruder mitbringen, „dass ihr nicht sterbet“, so fügt er zwar auch jetzt noch bei, aber er verspricht ihnen, wenn sie den jüngsten Bruder mitbringen, dann dürfen sie im Lande bleiben und darin werben; und er beteuert ihnen das nicht mehr bei dem Leben Pharaos, sondern sie sollen es wissen, weil er Gott fürchtet, und weil ihm dieser milder Weg der gerechtere zu sein dünt, darum hat er sich zu dieser Änderung entschlossen. Das war ja freilich viel gnädiger, als was sie vor drei Tagen gehört hatten, aber es musste ihnen immer noch hart genug vorkommen. Ihr Gewissen, das sie wohl in den vergangenen 21 Jahren oft möchte gestraft haben wegen der bösen Tat, dass sie ihren Bruder in die Sklaverei verkauft hatten; ihr Gewissen, das sie wohl auch oft mögen zum Schweigen gebracht haben durch Gedanken wie: Ach, das sind ja alte, längst vergangene Geschichten, die sollen uns doch nicht mehr das Leben verbittern — dies ihr Gewissen wachte wieder auf, wie in dem dreitägigen Gefängnis, so jetzt, als sie wieder vor Joseph standen, und es ließ sich jetzt gar nicht mehr einschläfern, es musste heraus. Trotzdem der Dolmetscher sich auch bei ihnen im Zimmer befand, sprach einer zu dem andern: „Das haben wir an unserm Bruder verschuldet, dass wir sahen die Angst seiner Seele, da er uns flehete, und wir wollten ihn nicht erhören; darum kommt nun diese Trübsal über uns.“ Ja, wie frisch war da auf einmal vor ihrem Gedächtnis die Erinnerung an die längst begangene Missat! Es war also doch kein Gras darüber gewachsen. Es war ihnen, als wenn es gestern gewesen wäre. Auch vor Ruben wird der ganze unselige Tag wieder lebendig, und er, obwohl er auch nicht frei von Schuld war, hält doch seinen Brüdern die größere Schuld vor: „Sagt' ich's euch nicht, da ich sprach: Versündigt euch nicht an dem Knaben, und ihr wolltet nicht hören? Nun wird sein Blut gefordert.“ Ja, sie empfinden es jetzt alle: hier in dieser Sache, die Joseph ihnen vorwarf, waren sie unschuldig; Kundschafter waren sie nicht, Böses gegen Ägypten hatten sie nicht vor; aber für alte, längst begangene Missat uns heimzusuchen, schickt Gott diese Trübsal über uns. So kommen denn die Gedanken bei ihnen zutage, die sich

untereinander verklagen oder entschuldigen. Und Joseph hört das alles mit an, und sie wissen nicht, daß er sie versteht. Er aber weiß jetzt, ihr Gewissen ist nicht stumpf und tot; sie erkennen ihre Sünde, und ihre Missitat drückt sie hart. Das geht ihm selbst zu Herzen, und er befürchtet, er möchte sich verraten, darum wendet er sich von ihnen, geht hinaus und weint. Es waren Freudentränen darüber, daß seinen Brüdern ihre Sünde zu Herzen ging, und Tränen des Mitleids über die Traurigkeit, die seinen Brüdern nicht erspart werden konnte, wenn sie wieder zu einem friedlichen Gewissen kommen sollten. Aber als er sich nun wieder zu ihnen wandte, da hat er nicht etwa törichterweise seiner Rührung nachgegeben und sich gleich als ihren Bruder bekannt, sondern er blieb bei dem, was er als seinen in der Furcht Gottes gefassten Beschuß ihnen kundgetan hatte. Er nahm aus ihnen einen, den Simeon, und band ihn vor ihren Augen. Der sollte also im Gefängnis bleiben, bis sie wieder kämen mit ihrem jüngsten Bruder. Warum gerade Simeon? Wohl darum, weil er am meisten Schuld trug. Denn Ruben, das haben wir ja gehört, war der Schuldigste nicht unter den Schuldigen. Simeon aber war der, an dem es vor andern gewesen wäre, in Abwesenheit Rubens den Verkauf Josephs zu verhindern. Das hatte er nicht getan. Keiner, wenn Joseph einen andern genommen hätte, hätte sagen dürfen, daß ihn eine unverdiente Strafe treffe, sie hätten diese Strafe wohl verdient gehabt. Aber am wenigsten hätte Simeon sich beschweren dürfen. Er trug, was ihn traf, mit vollem Recht und verdientemmaßen.

Dann wird uns noch erzählt, daß Joseph seiner Brüder Säcke mit Getreide füllen ließ. Er möchte sich nicht von seinem Vater das Getreide bezahlen lassen, und doch konnte er auch diesen Männern das Geld nicht offen zurückgeben, ohne in irgendeiner Weise zu verraten, daß hier etwas Besonderes vorgehe. So ließ er es heimlich in ihre Säcke tun. Dazu ließ er ihnen Behrung mitgeben auf den Weg. So wurde ihr Vorrat nicht unterwegs schon geschmälert, und er hatte wohl auch die Absicht dabei, daß sie nicht vorzeitig die Säcke öffneten, in denen das Geld verwahrt war. Einer aber unter ihnen, der es beim Nachtlager doch tat, um seinem Esel Futter zu geben, wurde dabei des Geldes gewahr. Bei dem lag es gleich oben im Sack, vielleicht durch ein Versehen des Schaffners. Wie nun ein erschrockenes Gewissen leicht noch erschrockener und ein ängstliches Herz noch ängstlicher wird, so verursachte das ihm und allen seinen Brüdern großen Schrecken, als er ihnen sagte: „Mein Geld ist mir wieder worden; siehe, in meinem Sack ist es.“ Sie merkten, dahinter steckt auch die Hand Gottes, und bange fragten sie sich: „Warum hat uns Gott das getan?“ Aber keiner von ihnen scheint mehr unterwegs einen Getreidesack geöffnet zu haben.

So kommen sie denn endlich heim zu ihrem Vater Jakob ins Land Kanaan und betroffen und betrübt erzählen sie ihm alles, was ihnen begegnet ist, und wie der Herr im Lande mit ihnen gehandelt hat. Sie

leeren auch vor Jakob jetzt die Säcke mit Getreide, und jeder findet bei dieser Gelegenheit sein Bündlein Geld in seinem Sack. Säcke ihres Geldes waren es, und sie hatten doch eben dieses Geld für das Getreide bezahlt. Das konnte kein Zufall, kein Irrtum sein; das mußte etwas zu bedeuten haben. Aber was? Das machte ihnen bange, denn ihre Gewissen waren unruhig. Mit Sorge, mit Angst schauten sie in die Zukunft, dachten an die Zeit, wo sie wieder nach Ägypten sollten. Ganz besonders traurig war bei dem Gedanken daran ihr alter Vater Jakob. Als sie so heimkommen ohne Simeon, da wacht in ihm zum neuen Schmerz der alte wieder auf, und er spricht zu seinen Söhnen: „Ihr beraubet mich meiner Kinder; Joseph ist nicht mehr vorhanden, Simeon ist nicht mehr vorhanden, Benjamin wollt ihr hinnehmen; es geht alles über mich.“ Wenn man ihn so reden hört: „Ihr beraubet mich meiner Kinder“, so kommt es einem vor, als hätte der alte Vater doch manchmal eine starke Ahnung davon gehabt, als wären die Brüder vielleicht nicht so ganz unschuldig daran, daß Joseph nicht mehr vorhanden ist. Alles, was die Brüder sagen, um ihn zu bewegen, Benjamin mitzulassen, will beim Vater nichts, rein gar nichts verfangen. Ruben, sein ältester Sohn, sagt zum Vater mit mehr gutem Willen als verständlicher Einsicht: Ich bringe ihn dir gewiß wieder; du darfst meine zwei Söhne erwürgen, wenn ich ihn dir nicht wiederbringe. Was kann darin für den alten Vater für ein Trost liegen? Es würde ja sein Alter noch mehr vereinsamen! Joseph, seinen liebsten Sohn, noch mal wiederzusehen, darauf hat er ja längst im Herzen verzichtet, aber um so fester hält er an Benjamin. Dabei bleibt er: „Mein Sohn soll nicht mit euch hinabziehen, denn sein Bruder ist tot, und er ist allein überblieben; wenn ihm ein Unfall auf dem Wege begegnete, da ihr reiset, würdet ihr meine grauen Haare mit Herzleid in die Grube bringen.“ Nein, lieber mag Simeon dort sitzen bleiben im Gefängnis in Ägypten; den andern Sohn der Kehel, der ihm allein übriggeblieben ist, gibt er nicht auch noch her. Mein Sohn Benjamin soll nicht mit euch hinabziehen.

2. Die zweite Reise der Brüder (mit Benjamin).

(1 Mos. 43—45.)

A. Benjamin zieht mit hinab, und Joseph ist mit seinen Brüdern.

Das war trotz des mitgebrachten Getreides ein trauriger Tag gewesen für Jakob und sein ganzes Haus, als die neun Söhne von ihrer ersten Reise nach Hause gekommen waren mit dem Bescheid: Ja, Simeon ist nicht mehr vorhanden; der liegt vorläufig in Ägypten im Gefängnis, und wenn wir nicht demnächst Benjamin mitbringen, muß er immer darin bleiben; und wir dürfen uns nicht einbilden, daß wir ohne Benjamin weiterhin Gnade finden vor dem Manne, der in Ägypten Getreide feil hat; ja, wir dürfen uns gar nicht mehr vor ihm

blicken lassen; ohne Benjamin kann es uns in Ägypten als Kundschäften sogar ans Leben gehen.

Wir kommen jetzt aber zur zweiten Reise der Brüder Josephs. Wenn sie von der wieder heimkommen, dann gibt es einen Freudentag im Hause des alten Israel, so groß und herrlich, wie er ihn nicht mehr für menschenmöglich gehalten hätte nach so viel böser Zeit seines Lebens. Aber das ist jetzt ihm und seinen Söhnen noch verborgen. Bevor aber Gott diesen Freudentag aufgehen lassen kann, müssen die Brüder Josephs noch in eine Zeit der Angst und des Schreckens, noch in ein schweres Feuer der Prüfung und Läuterung kommen und müssen darin bewährt erfunden werden. Von dem allem haben sie jetzt noch keine Ahnung.

Wohl ein Jahr mag zwischen der ersten und der zweiten Reise verstrichen sein. Das Getreide, das die Söhne Jakobs aus Ägypten mitgebracht hatten, war verzehrt. Mehr, als die Lasttiere, die sie nach Ägypten mitgenommen hatten, tragen konnten, hatten sie ja nicht nach Kanaan mitgebracht, und das Haus Jakobs zählte 66 Seelen, ausgenommen die Weiber seiner Kinder. Das war eine große Haushaltung, und Joseph mag wohl bei sich berechnet haben, wie lange seines Vaters Haus wohl mit dem Vorrat reichen könnte. Die Leitung und Hungersnot aber hielt an, auch im Lande Kanaan. Da hätten sie gewiß auch nicht einmal so lange mit dem Vorrat gereicht, wenn sie sich nicht dadurch hätten helfen können, daß sie fleißig vom Vieh ihrer Herden schlachteten; denn für ihr Vieh wurde ja das Futter auch lang und spärlich. Wiederholte haben sie schon daran gedacht, daß sie wieder nach Ägypten müßten, aber sie haben es immer und immer wieder aufgeschoben; denn wie eine schwere Wolke hing über ihnen das Wort Josephs von ihrem jüngsten Bruder. „Wo wir nicht hätten verzogen“, hören wir nachher Juda sagen zu Jakob, „so wären wir schon wohl zweimal wiederkommen.“ Sie wußten aber, ohne Benjamin können wir nicht gehen, und ihn mitzugeben, das bricht dem Vater das Herz. Darum fangen sie nicht von selber wieder vor dem Vater von Ägypten an, so weh es ihnen auch tat, ihre Weiber und Kinder Not leiden zu sehen, sondern sie ließen es darauf ankommen, bis der Vater davon anfing und sagte: „Biehet wieder hin und kaufet uns ein wenig Speise!“ Der Vater wird schließlich gemerkt haben, daß es die höchste Zeit war. Aber sie können ihn nicht schonen; was sie ihm vor einem Jahr von Benjamin gesagt haben, das muß nun wieder aufs Tapet. Und Juda übernimmt es nun, und es gelingt ihm auch schließlich, den alten Vater dazu willig zu machen, daß er ihnen Benjamin mitgibt. Zwar fängt Jakob wieder an: Ach, warum habt ihr denn dem Manne gesagt, daß ihr noch einen Bruder habt? Wie habt ihr damit doch so übel an mir getan! Aber Juda verantwortet sich und seine Brüder. Wir können dafür nichts, der Mann fragte und fragte und forschte so genau; er hat uns gefragt: „Lebt euer Vater noch? Habt ihr noch einen Bruder?“ Wir mußten uns doch vor ihm verantworten und ihm Rechenschaft geben

über unsere Familienverhältnisse. Er hätte uns ja sonst nicht getraut, wenn wir damit zurückgehalten hätten. Wir konnten ja doch auch ganz gewiß nicht wissen und ahnen, daß er sagen würde: Bringt euren jüngsten Bruder mit hernieder, wenn ihr wirklich einen habt. Und als Jakob immer noch nicht dran will, da erklärt ihm Juda kurz und gut: Vater, entschließe dich jetzt! Gibst du ihn mir, dann gehen wir, und wenn nicht, dann gehen wir nicht, dann bekommen wir aber auch nirgends Getreide, und dann mußt du mit ansehen, wie wir und unsere Kindlein Hungers sterben, und dir selbst samt Benjamin wird ja zuletzt auch nichts anderes übrigbleiben; denn ohne Benjamin dürfen wir nicht kommen, ohne ihn kriegen wir den Mann nicht einmal zu sehen. Ist es denn nun besser, wenn wir alle sterben müssen? Laß ihn doch mit! Und dann bietet Juda sich an zum Bürgen: „Laß den Knaben mit mir ziehen. . . . Ich will Bürg für ihn sein.“ Juda redet nicht so töricht wie im Jahr zuvor Ruben: Bringe ich ihn nicht wieder, so erwürge meine zwei Söhne. Aber er sagt, fest wie ein Mann: Ich will die Verantwortung für ihn übernehmen; von meinen Händen sollst du ihn fordern. Wenn ich ihn dir nicht wiederbringe und vor deine Augen stelle, so will ich mein Leben lang die Schuld tragen, dann magst du mir immer und immer Vorwürfe machen und die Schuld zumessen, daß ich es gewesen bin, der dir die letzte Freude deines Lebens, den einzigen von der Rahel noch übrigen Sohn, geraubt und genommen hat. Der alte Israel merkt, es ist wirklich nicht mehr auszuweichen, es muß doch schließlich Gottes Wille sein, daß er Benjamin ziehen lasse. Und so entschließt er sich dazu, endlich, endlich, damit nicht die ganze Familie untergehe. Aber wenn er schließlich seine Einwilligung gibt mit den Worten: „Nehmt euren Bruder, macht euch auf und kommt wieder zu dem Manne. Aber der allmächtige Gott gebe euch Barmherzigkeit vor dem Manne, daß er euch lasse euren andern Bruder und Benjamin. Ich aber muß sein wie einer, der seiner Kinder gar beraubet ist“, so sind diese letzten Worte („ich aber, bin ich kinderlos, so bin ich kinderlos“) gerade so zu verstehen und gerade so gefühlt und gemeint wie später das Wort der Esther: „Komme ich um, so komme ich um“, als sie es wagte, trotz des königlichen Gebotes vor dem König Ahasverus zu erscheinen, um für ihr Volk zu bitten. Ich muß es eben riskieren, will auch Israel sagen; will Gott, der mir doch einst den Segen Abrahams verheißen hat, wonach mein Same groß werden soll und nicht zu zählen — will er mir alle meine Kinder, eins nach dem andern, wegnehmen, so muß ich es annehmen; er nehme sie hin! — Aber nachdem er sich innerlich entschlossen hat, seinem Herzen diesen Stoß zu geben und Benjamin ziehen zu lassen, tut er dann doch, was er kann, um einem Unglück zuvorzukommen, und gibt den zehn Brüdern noch allerlei nützliche Weisungen, ehe sie wegziehen. Er hat es erfahren, als er einst Esau begegnen sollte und ihm so bange ums Herz war, daß es eine gute Wirkung hat, jemand, der mächtig und dessen Born zu fürchten ist,

durch Geschenke für sich einzunehmen. So weist er denn seine Söhne an, sie sollen auch für den Mann, den sie alle so sehr scheuen, ein Geschenk mitnehmen. Ach, kein so großes, wie er es damals zu bieten hatte, aber doch ein Geschenk vom Allerbesten, was das Land Kanaan bot, von seinen edelsten Früchten, deren Lieblichkeit man in Liedern zu besingen pflegte, und deren hohen Wert man auch in dem fruchtbaren Ägypten, wo sie nicht fortkamen und gediehen, zu schätzen wußte. „Ein wenig Balsam und Honig und Würze und Myrrhen und Datteln und Mandeln“, übersezt Luther, Dinge voll Wohlgeschmackes oder Wohlgeruches. Und außer diesem Geschenk sollen sie auch zu dem alten Geld, das ihnen in ihren Säcken wieder geworden ist, anderes Geld mitnehmen und es benutzen zum Ankauf des neuen Getreides. Vielleicht hat es da ein Versehen gegeben, sagt er, und kann es doch, wie seine Söhne, selber nicht glauben.

So zogen sie denn endlich dahin mit den Geschenken, mit dem zwiefältigen Gelde und, was die Hauptache war, mit Benjamin, machten sich auf und kamen in Ägypten vor das Haus Josephs. Der hat sie vom Fenster aus gesehen. Gleich hat er sie wiedererkannt, schnell hat sein Blick sie überzählt. Es sind wieder zehn, wie das vorige Mal, aber anstatt Simeons, der in seinem Gefängnis verwahrt ist, ist diesmal ein anderes, ein jüngeres Gesicht dabei. Das wird, das muß, das kann nur sein Bruder Benjamin sein, sein leiblicher Bruder. Also haben ihm die Brüder das letzte Mal doch nichts vorgemacht, als sie ihm sagten: der ist noch daheim beim Vater; also lebt er doch noch, also haben sie ihn doch nicht, wie einst ihn selbst, um die Ehe gebracht, daß er für den Vater nicht mehr vorhanden war. Das hatte Joseph im stillen immer noch gefürchtet, ob sie ihm gleich gesagt hatten: Er ist daheim, aber er kann nicht kommen, denn der Vater hat ihn lieb und gibt ihn nicht her, weil er noch der einzige ist, den er von dieser Mutter hat. Also wirklich, Benjamin lebt, und der Vater hat ihn ziehen lassen! Alle diese Gedanken müssen Joseph blitzschnell durch die Seele ziehen, wie er die Zahl seiner Brüder überblickt und darunter das jugendliche Gesicht Benjamins sieht. Doch Joseph tritt den Brüdern nicht gleich persönlich entgegen, er muß das erst in sich verarbeiten. Aber er spricht sofort zu seinem Haushalter: „Führe diese Männer zu Hause und schlachte und richte zu; denn sie sollen zu Mittag mit mir essen.“ Das haben nun die Brüder wohl gehört, aber sie haben noch nicht Gelegenheit gefunden, sich vor Joseph niederzuwerfen und ihn zu begrüßen.

Nun, war das nicht schon vor dem Willkommen ein herzlicher Willkomm, daß sie wußten, wir sind heute mittag seine Gäste? So hätte man denken sollen, und so freundlich war es von Joseph auch gemeint. Aber die Brüder Josephs faßten es nicht so auf. Denen war das, was sie hörten, unglaublich, seltsam, unheimlich. Das konnte doch nicht ernst gemeint sein? Das letzte Mal hat er sie so hart behandelt und jetzt ladet er sie gar zu Tische, in sein eigenes Haus! Dieses Haus

war doch nicht die Getreidekammer, und andere ladet er doch nicht ein, denen er Getreide verkauft. Das war eine gar zu große Ehre. Da hinter steht etwas, und zwar nichts Gutes. Das ist eine Falle, denken sie; das Essen wird uns schlecht bekommen. Sicher, das geschieht wegen des Geldes, das wir in unsern Säcken gefunden haben. Daraus wird man uns einen Strick drehen, das wird man uns in eine Übelstat umdeuten wollen. Sind wir einmal im Haus, dann fällt die Klappe zu; dann wird man über uns herfallen; dann wird man uns berauben und zu Sklaven machen und uns auch unsere Esel wegnehmen. So denken sie allen Ernstes. Darum treten sie jetzt heilebe noch nicht in das Haus selbst, sondern vor dem Hause Josephs machen sie sich an dessen Hausverwalter, nehmen den auf die Seite und erzählen ihm ausführlich, wie es ihnen mit dem Gelde gegangen ist, das sie wider ihr Verputzen in ihren Säcken hernach gefunden haben. Aber sie sagen ihm auch gleich: Wir haben dieses Geld nach seinem vollen Gewicht und Betrag wieder mitgebracht und natürlich auch anderes Geld, neue Speise zu kaufen. Der Hausverwalter merkt ihnen ihre Angst und Besorgnis an, daß sie fürchten, man hält sie für unredlich, da sie doch das letzte Mal so nachdrücklich gesagt hatten: „Deine Knechte sind redliche Leute.“ Er sieht ihren Eifer, diesen Verdacht, der des Geldes wegen auf ihnen ruhen könnte, zu widerlegen; und da er selbst damals auf Josephs Befehl das Geld in ihre Säcke hat stecken lassen, so beruhigt er sie darüber gutmütig, nimmt ihnen ihre Besorgnis und sagt zu ihnen: Friede sei mit euch! Fürchtet euch nur nicht; ich weiß ja, daß ihr das letzte Mal bezahlt habt; euer Geld ist an mich gekommen. Habt ihr es wiedergefunden in euren Säcken, so hat euer Gott und eures Vaters Gott euch heimlich einen Schatz in eure Säcke gegeben. Zweimal braucht ihr mich nicht zu bezahlen. Seid also darum ohne alle Sorge! Ja, das lautete wirklich fröhlich, und ihre Herzen wurden viel leichter durch diesen freundlichen Zuspruch. Und als nun gar der Hausverwalter den Simeon zu ihnen herausführt, der gewiß nicht in so harter, schwerer Gefangenschaft gewesen war wie anfangs Joseph (die Füße im Stock und der Leib in Eisen), als sie diesen ihren Bruder, um den sie sich im vergangenen Jahre, wie ihr Vater auch, gewiß oft Sorgen gemacht hatten, unversehrt und wohlbehalten bei sich sahen, da fiel ihnen wieder ein Stein vom Herzen. Jetzt war ihnen schon nicht mehr so bange, als der Hausverwalter sie nun in Josephs Haus führte, ihren Eseln Futter geben ließ — sie brauchten das nicht selber zu besorgen — und ihnen dann, wie willkommenen Gästen, selbst Wasser geben ließ, sich die Füße zu waschen. Nein, das alles ließ sich jetzt schön und erfreulich an, viel, viel besser als das letzte Mal. Darum waren sie auch von ganzem Herzen dabei, das Geschenk schön herzurichten, das sie Joseph mitgebracht hatten, damit es ihm, wenn er nun kam, angenehm in die Augen fiel.

Als Joseph nun wirklich zur Mittagszeit heimkam, grüßten sie ihn mit tiefer Verbeugung bis zur Erde und brachten ihm ihre Geschenke

dar. Und siehe, jetzt redete er nicht hart mit ihnen, sondern grüßte sie recht freundlich und fragte sie weiter: „Gehet es eurem Vater, dem alten, wohl, von dem ihr mir sagtet? Lebet er noch?“ Und sie sagen darauf: „Es gehet deinem Knechte, unserm Vater, wohl und lebet noch“, und sie verbeugen sich dabei abermals. Da sieht Joseph sich den Benjamin, seiner Mutter Sohn, seinen leiblichen Bruder, genauer an und fragt die Brüder: „Ist das euer jüngster Bruder, da ihr mir von sagtet?“ Und diesmal wartet er die Antwort gar nicht ab, sondern sagt gleich in tiefer Bewegung hinzu: „Gott sei dir gnädig, mein Sohn!“ Und nun kam es mit Macht über ihn, nun konnte er sich nicht mehr helfen, beinah hätte er sich schon verraten, daß er Joseph sei, denn sein Herz entbrannte ihm gegen seinen Bruder. Er mußte hinausgehen, damit niemand seine Bewegung merkte und wie nahe ihm die Tränen in die Augen kamen. In seine Kammer ging er, und da hat er sich dann ordentlich ausgeweint, gewiß vor allen Dingen vor Freuden darüber, daß er seinen Bruder Benjamin wieder hatte, seinen einzigen leiblichen Bruder, nach so sehr langer Zeit, und dann auch darüber, daß er jetzt seine Brüder nicht mehr in dem Verdacht zu haben brauchte, sie hätten am Ende Benjamin auch verkauft oder ihm sonst Schaden zugefügt.

Wenn man so daran denkt, daß die Brüder Josephs daheim dem Vater erzählt haben: Der Mann forsche so genau nach uns und unserer Freundschaft, wie kommt es doch, daß es ihnen dabei nie aufgefallen ist, daß er immer nur nach dem Vater und nach dem jüngsten Bruder gefragt hat, daß er sie nie gefragt hat nach Mutter oder Schwester, ob sie die haben, ob die noch leben, und ob es denen wohl gehe? Und jetzt wieder — mußte ihnen eigentlich das nicht auffallen, daß er sie fragt nach ihrem Vater, dem alten, ob er noch lebe und ob es ihm wohl gehe? Was konnte denn einem Machthaber in Ägypten viel an einem alten, fremden Mann liegen, den er doch nicht kannte? Und doch fiel ihnen das nicht auf; das macht, ihre Gemüter waren so eingenommen von Sorge und von der Erinnerung an ihre alte Schuldb, daß sie das nicht beachteten. So nehmen sie es auch jetzt nicht wahr, wie nahe Joseph das Weinen war.

Der aber hat in seiner Kammer sein Angesicht gewaschen, und als er wieder herauskam, hielt er sich fest. Das wußte er ja nun, am Leben war Benjamin noch, und darüber freute er sich inniglich. Aber damit wußte er noch nicht, wie Benjamin wohl zu seinen Brüdern stand, wie die ihn bisher behandelt hatten, ob er vielleicht auch von ihnen als der andere Sohn der Rahel und jetzige Liebling des Vaters gehaft wurde. Wer weiß, was die Brüder für Künste oder für Gewalt hatten brauchen müssen, um Benjamin von dem Vater loszuküren. Dahinter wollte Joseph noch kommen, das mußte er noch herauskriegen, wie seine Brüder zu Benjamin standen und wie zum Vater. Darin sollten sie noch von ihm geprüft werden, das nahm er sich fest vor, und darum hielt er sich jetzt auch fest, als er wieder in ihre Mitte trat.

Und nun sprach er: „Veget Brot auf!“ Das war gleichsam die Tischglocke zur Eröffnung der Mahlzeit. Und eine fröhliche Mahlzeit sollte es werden; er wollte die Brüder froh sehen, die er jetzt beisammen hatte, ohne daß sie ihn kannten, die Brüder, die dem Benjamin nichts Böses angetan hatten, wie er im stillen manchmal gefürchtet hatte. Und eine Mahlzeit der Ehrung sollte es ganz besonders werden für seinen leiblichen Bruder Benjamin, den einzigen, der ganz frei war von der schweren Schuld seiner Brüder. Dabei hielt sich Joseph über Tisch ganz genau nach der Weise und Sitte des ägyptischen Landes. Man trug für ihn besonders auf und für seine Brüder besonders und für die Ägypter, die mit ihm saßen in demselben Zimmer, auch besonders, denn es war den Ägyptern nach ihres Landes Sitte streng untersagt, mit Hebräern zu essen, zumal noch mit solchen aus dem Hirtenstande. Das wäre in ihren Augen ein Greuel gewesen, ähnlich wie jetzt noch in Ostindien kein Sudra mit einem Paria ist, kein Mann höherer Kaste mit einem Manne niedrigerer Kaste. Daß für Joseph besonders gedeckt wurde, verstand sich ohnehin von selbst; der aß, wie ein Mann der Priesterkaste, nicht mit gewöhnlichen Leuten oder Laien. Aber saßen die Brüder auch nicht an seinem Tische, so wurden sie doch dadurch geehrt, daß ihnen Ehrengerichte von der Tafel Josephs zugetragen wurden auf ihren Tisch. Sie saßen an ihrem Tische, lesen wir; die Ägypter auch. Damals lag man noch nicht zu Tische, wie später bei den Römern und Griechen und auch bei den späteren Hebräern. Über das Sitzen also wunderten sie sich nicht, das waren sie gewohnt. Aber wohl darüber wunderten sie sich, wie man sie an der Tafel ordnete, nämlich den Erstgeborenen nach seiner Erstgeburt und den Jüngsten nach seiner Jugend. Darauf verwunderten sie sich. Ja, wie der Mann das nur wußte und es so genau traf, wie sie nacheinander zur Welt gekommen waren! Wirklich merkwürdig! Und ebenso mögen sie sich darüber gewundert haben, daß dem Benjamin fünfmal mehr als irgendinem von ihnen zugebracht wurde von Josephs Tisch. Sie merkten es wohl, damit sollte Benjamin besonders geehrt werden. Denn nach den Sitten der Alten ehrte man den Gast auch besonders dadurch, daß man ihm die Speise reichlich vortrug. Bei den alten Spartanern bekam der König, wo er Gast war, immer die doppelte Portion, bei den Leuten auf Kreta die vierfache, und den Ägyptern galt, wie wir sonstwoher wissen, die Fünfzahl besonders viel. Lesen wir es doch später auch, wie Samuel dem Könige Saul das größte und schönste Stück vorsezten ließ, als er ihm zu eröffnen hatte, daß er König über Israel werden solle.

Joseph aber mag ja wohl aufgeschaut haben, was die andern Brüder zu dieser Ehrung Benjamins für ein Gesicht gemacht haben. Aber er bemerkte an ihnen gar kein Zeichen von Neid und Missgunst. Er hatte dem Benjamin durch diese Ehrung auch gleichsam einen bunten Rock angezogen; aber seine Brüder sahen nicht scheel dazu. Ihr Herz war ihnen froh und leicht geworden. Der Tag war so viel schöner

und herrlicher geworden, als sie je hätten denken und erwarten mögen. So ließen sie es sich denn wohl sein bei Tisch. „Und sie tranken und wurden trunken mit ihm“, übersetzt Luther, oder, wie wir auch übersetzen können: „Und sie tranken und tranken sich fröhlich mit ihm.“ Gewiß hat mancher der Brüder, ein Ruben oder Juda, sich schon im stillen die Freude Jakobs ausgemalt, die er haben würde, wenn sie wieder heimkämen mit dem Getreide und mit Simeon und mit ihrem Bruder Benjamin. Es ließ sich ja alles so herrlich und hoffnungsvoll an.

B. Die zweite Prüfung der Brüder Josephs.

Das waren Stunden der Erquickung gewesen, die Josephs Brüder bei dem Mahl verlebten, das er ihnen gegeben hatte. Aber man wird der Folgen der alten Sünde nicht so bald ledig, als man in Stunden der Erquickung vielleicht denken mag. Das mußten Josephs Brüder erfahren. Die Stunde war noch nicht gekommen, in der er sich ihnen als ihren Bruder offenbaren konnte. Sie mußten vorher noch eine Prüfung, eine schwere Prüfung, bestehen. Von dieser Prüfung ist Kap. 44 die Rede.

Joseph befiehlt seinem Haushalter, er solle die Säcke dieser hebräischen Männer — daß es Josephs Brüder sind, weiß der Haushalter noch nicht — mit Speisevorrat anfüllen, sobviel sie führen können. Auch soll er jedem sein Geld in seinen Sack legen, und zwar obenauf, so daß sie es beim ersten Öffnen des Sackes sehen müssen. In des Jüngsten Sack aber soll er außerdem noch den silbernen Becher Josephs legen. Diesen silbernen Becher hatten sie gewiß bei der Mahlzeit in Josephs Händen gesehen und mögen im stillen dessen kostbarkeit bewundert haben. Wohl mochten sie auch davon gehört haben, daß es in Ägypten Leute gebe, die aus solchen Bechern wahr sagten und geheime Kunst trieben. Man nannte das Kylkomantie. Dabei suchte man aus den Lichtstrahlen, die im Wasser oder im Wein des Bechers sich spiegelten, Vorzeichen der Zukunft zu erkennen oder sonst Verborgenes zu erforschen. War es am Ende der silberne Becher gewesen, aus dem dieser hohe ägyptische Fürst ihr Alter erraten hatte, nach welchem sie bei der Mahlzeit gesetzt wurden? Wir wissen nicht, ob sich die Brüder Josephs solche Gedanken machten. Wohl kaum. Nun, der Hausverwalter tat, was ihm Joseph befohlen hatte. Vor dem Morgengrauen war er schon damit fertig geworden. Als nun der nächste Morgen aufleuchtete, ließ er die Männer wegziehen mit ihren Eseln der Heimat zu. Sie konnten aber noch nicht weit zur Stadt hinausgekommen sein, da gab Joseph seinem Haushalter schon wieder einen neuen Auftrag: „Auf und jage den Männern nach, und wenn du sie ergreifst, so sprich zu ihnen: Warum habt ihr Gutes mit Bösem vergolten? Ist's nicht das, daraus mein Herr trinkt und damit er weissagt? Ihr habt übel getan!“ Eilen soll der Haushalter, nicht als ob Joseph befürchtet hätte, wenn er den Brüdern den kleinen Vorsprung von ein paar Stunden lasse,

könne er sie nicht mehr einholen. Die zogen mit ihren schwerbeladenen Eseln gar langsam dahin, und in Ägypten hatte man Wagen und Rosse, mit denen man einen Flüchtigen auch bei großem Vorsprung schnell einholte. Aber es hätte doch sein können, daß der eine oder andere seinen Sack geöffnet und sein Geld gefunden hätte, und wenn sie dann nachher alle nachgesehen und Geld und Becher gefunden hätten, dann wären sie am Ende wieder umgekehrt, und der Haushalter hätte sie schon auf dem Rückwege zu Josephs Haus befindlich angetroffen. Dann wäre die Prüfung bereitst gewesen, und Joseph hätte doch nicht gewußt, was er jetzt von seinen Brüdern noch erforschen wollte. Nach dem Geld sollte sie der Haushalter gar nicht fragen. Er sollte auch gar nicht so tun, als wenn er das für gestohlen hielte, oder als wenn es ihn nur wundernehme, es in ihren Säcken zu finden. Nur nach dem Becher sollte er forschen als nach gestohlenem Gut. Das Geld sollte, das war Josephs Meinung, dann um so mehr zum Beweis dienen, wie sehr sie seine Güte mit Bösem vergolten hätten. Ihr voriges Geld hatte der gütige Haushalter ihnen gar nicht mehr abgenommen; das neue hatte er ihnen gleichfalls wieder in ihre Säcke legen lassen; und nun ist doch einer von ihnen so ruchlos gewesen, auch noch Josephs Becher zu entwenden, sein kostbares tägliches Tafelgerät beim Trinken, ja sein Heiligtum, das er zum Wahrsagen benutzte! Um so größer mußte die Übelstat, deren sie beschuldigt wurden, erscheinen, je mehr Güte sie bei der Mahlzeit erfahren hatten und durch die freiwillige Schenkung und Rückgabe des Getreidepreises. Die elf Brüder waren darum auch wie vor den Kopf geschlagen, als der Haushalter solche Worte zu ihnen redete. Sie wußten sich ja dieser Anklage gegenüber ganz unschuldig, und darum haben sie mit großem Freimut, ja mit Unwillen geantwortet: „Warum redet mein Herr solche Worte? Es sei ferne von deinen Knechten, ein solches zu tun!“ Haben wir denn nicht das Geld aus dem Lande Kanaan wieder mitgebracht, das wir in unsern Säcken gefunden haben? Das ist doch ein hinreichender Beweis dafür, daß wir redliche Leute sind. Nicht im Traum wäre es einem von uns eingefallen, aus deines Herrn Hause Silber oder Gold zu stehlen. Ganz gewiß nicht. Da suche nach bei uns! Bei wem der Becher gefunden wird unter deinen Knechten, der sei des Todes — er hat nichts anderes verdient! Und wenn's wirklich so wäre, dann wollen wir außerdem alle miteinander meines Herrn leibeigene Knechte sein. So ganz gewiß sind sie ihrer Unschuld in dieser Sache gewesen. Der Haushalter nimmt ihre lebhafte Unschuldsbeteuerung entgegen: Ja, ja, es sei, wie ihr gesagt habt; ich will nachsuchen. Aber gerechter als sie sprach er, jedenfalls nach der Anweisung Josephs: „Bei welchem der Becher gefunden wird, der sei mein Knecht; ihr aber sollt ledig sein.“ Von der Todesstrafe also redet er nicht. Das wäre ja wohl zu viel für Diebstahl — aber Sklave, leibeigener Knecht soll der Schuldige werden. Aber auch nur er; wer nichts getan hat, der soll los und ledig sein. „Und sie

eilten", heißt es weiter, „und legte ein jeglicher seinen Sack ab auf die Erde, und ein jeglicher tat seinen Sack auf. Und er suchte und hub am Größten an bis auf den Jüngsten.“ Sie eilten; das konnte ihnen gar nicht schnell genug festgestellt werden, daß sie unschuldig waren. Und sie werden wohl schon daran gedacht haben, was sie dem Haushalter alles für Worte sagen wollten, wenn er nichts gefunden haben würde. Jeder hätte gewünscht, daß man bei ihm anfängt, jeder hatte seinen Sack schnell dazu parat gestellt. Aber der Haushalter nahm die Sache läuter und ganz ruhig und gründlich und hub an am Größten bis auf den Jüngsten. Auch das tat er natürlich absichtlich und auf Josephs Geheiß, um desto mehr zu verdecken, daß er schon wußte, wo er den Becher finden würde. Er sucht bei Ruben — nichts vom Becher. Das neue Geld wohl, aber das hat nichts zu sagen, danach hat man ihn nicht suchen heißen. Bei Simeon — nichts. Bei dem konnte der Becher noch am ersten sein, der hat für nichts und wieder nichts ein Jahr in der Gefangenschaft zubringen müssen. Wenn der sich für die unschuldig erlittene Beraubung seiner Freiheit hätte schadlos halten wollen, das wäre ja gewiß nicht recht gewesen, aber seine Brüder hätten es noch am ersten verstanden. Bei Levi, bei Juda — nichts. Und so immer weiter. Die Gesichter der Brüder werden immer freier und kühner, je näher die Untersuchung zum letzten Sack kam. Schon ist der Haushalter dabei. Siehe, siehe, da fand sich der Becher in Benjamins Sack! Ein Blitzstrahl, der mitten unter sie gefahren wäre und ein paar von ihnen erschlagen hätte, hätte sie nicht so entsezen können wie diese schreckliche und ganz unerwartete Entdeckung. „Da zerrissen sie ihre Kleider; und lud ein jeglicher auf seinen Esel und zogen wieder in die Stadt.“ Das sind ja recht kurze Worte in diesem 13. Verse, aber wer mag ermessen, was für eine Scham und Angst, was für ein Schrecken und welche Seelenqual jetzt alle die elf Brüder, jeden in seiner besonderen Weise, befallen hat. Keiner von ihnen hätte ja an Benjamin gedacht, jeder eher noch an einen andern. Und wohl keiner hat auch nur einen Augenblick wirklich geglaubt, daß Benjamin den Becher entwendet habe; aber sie alle außer ihm fühlten, Gottes strafende Hand ist jetzt über uns wegen des verkauften Joseph. „Gott hat unsere Missetat funden“, so mußten sie außer Benjamin alle denken. Und das warf sie fast zu Boden, so daß sie gewiß eine ganze Weile wie erstarrt und sprachlos dagestanden haben.

Was hat aber wohl der Haushalter jetzt gesagt? Wir hören gar nichts davon. Die Heilige Schrift schweigt sich ganz aus darüber. Der mag wohl dem Benjamin die Hände auf die Schulter gelegt und zu ihm gesagt haben: „So, du gehst jetzt mit und wirst meines Herrn leib-eigener Knecht, und deine Freiheit ist für immer dahin“; und zu den andern: „Ihr andern könnt meinetwegen gehen, wohin ihr wollt; euch will ich nicht aufhalten.“ Aber den Brüdern fiel es nicht ein, sich voneinander und von Benjamin zu trennen. Ja, wenn sie Benjamin wirk-

lich in ihrem Herzen gehaft hätten, wie sie vorzeiten Joseph wirklich gehaft hatten, dann hätte es sich jetzt wohl zeigen müssen, dann hätten sie zum Haushalter gesagt: „So nimm ihn denn hin, unsern jüngsten Bruder! Ist der Becher bei ihm gefunden worden, so wird er ihn wohl auch genommen haben, und dann mag er seine Strafe tragen und ewig deines Herrn Knecht bleiben.“ Und dann wären sie heimgezogen und hätten sich unterwegs darauf besonnen, wie sie es dem alten Vater beibringen könnten, daß nun auch Benjamin für ihn nicht mehr vorhanden sei. — Aber daran, wie gesagt, denken sie gar nicht. Denn sie haben ihren Bruder Benjamin wirklich lieb und sie haben auch ihren Vater Jakob lieb. Sie sind ganz sicher, Benjamin ist unschuldig; darum verlassen sie ihn nicht. Vor allem aber fühlen sie, wie gesagt: Gottes Hand ist über uns, Gott hat unsere Missetat gefunden.

Und so geht es denn jetzt in betrübtem Zuge zurück in die Stadt hinein in Josephs Haus. Luther spricht in seiner Genesis seine Vermutung darüber aus, wie sie auf diesem Wege miteinander mögen gestritten und gezankt haben. Sie werden dann, weil sie alle wußten, Ruben und Juda haben vergleichsweise die geringste Schuld gehabt beim Verkauf Josephs, mit ihren Vorwürfen ganz besonders hergefallen sein über Simeon und Levi, die gewiß damals die eifrigsten und wildesten gewesen sind. Und dann werden sie abwechselnd Weh und Leid über sich geschrieen haben einmal über das andere. So wird's auch wohl gewesen sein. Besonders aber haben wir jetzt auf ein Wort der Heiligen Schrift zu achten in Vers 14: „Und Juda ging mit seinen Brüdern in Josephs Haus.“ Ja, jetzt tritt Juda auf den Plan, Juda, der für seinen Bruder Benjamin Bürg geworden ist beim Vater, und der seine Bürgschaft ernst nimmt. An ihm ist es jetzt vor allem zu handeln. Wenn alle Brüder jetzt weggingen und nach Hause zögen, er nicht, er am wenigsten. Er weiß, er muß jetzt Mann sein, und er will eintreten, und an der Spitze aller seiner Brüder geht er in Josephs Haus; denn Joseph war noch daselbst. „Und sie fielen vor ihm nieder.“ Sie, sie alle. Keiner hat davon Gebrauch gemacht, unbelästigt heimzukehren zum Vater. Sie fühlen in dieser Stunde, sie gehören zusammen, zusammen wegen ihrer gemeinsamen Unschuld an dem Becherdiebstahl und leider auch wegen ihrer gemeinsamen Schuld am Verkaufe Josephs. Und sie gehören zusammen wegen des gemeinsamen Blutes, das auch in Benjamins Adern fließt, ihres jüngsten Bruders. So neigen sie sich denn jetzt wieder vor Joseph, die elf Sterne, die er im Traum gesehen hat. Und nun spricht er zu ihnen: „Wie habt ihr das tun dürfen? Wisset ihr nicht, daß ein solcher Mann, wie ich bin, erraten könnte?“ Eine Missetat wirft er ihnen vor und eine solche, die zugleich ein Anzeichen großer Torheit ist. Daß er erraten kann, haben sie das nicht schon gestern gesehen, als er ihr Alter erriet, da er sie zu Tische setzte? Sind sie solche Toren, daß sie meinen, er bedarf dazu des Bechers, um diesen Diebstahl auszufinden? Wer ist denn außer

den Ägyptern, auf deren Treue er sich verlassen kann und mit denen er täglich speist, gestern beim Mittagessen gewesen als nur sie; und seitdem erst fehlt der Becher. Wer kann ihn also nur genommen haben als einer von ihnen? So versteckt er sich vor ihnen. Ihnen aber will nun die Zunge am Gaumen kleben. Ja, ja, nun können sie nicht mehr selbstgerecht sagen wie das letzte Mal: Deine Knechte sind ehrliche Leute. Das Gegenteil lag ja auf der Hand; es sprach alles, alles gegen sie und am meisten gegen Benjamin, an dem ihnen schon des Vaters wegen am meisten gelegen war. Juda sprach nur die vollständige Ratlosigkeit und Trostlosigkeit und Hilflosigkeit aus, in der sie sich alle befanden, indem er zu Joseph sagte: Ja, „was sollen wir sagen meinem Herrn oder wie sollen wir reden, und was können wir uns rechtfertigen?“ Wir lassen's lieber ganz bleiben; es spricht ja alles gegen uns. Gott hat eine Missetat deiner Knechte gefunden (welche Missetat, sagt er nicht). Siehe da, wir und der, bei dem der Becher gefunden ist, sind meines Herrn Knechte. Behalte uns nur gleich alle da als deine leiblichen Knechte. Keinen von uns verlangt es danach, heimzukehren ohne die andern und ohne den jüngsten Bruder, bei dem der Becher gefunden ist. — Aber Joseph blieb noch in seiner Verstellung, in seiner Rolle. Gerade wie er das vorige Mal nach drei Tagen sich anders besonnen hat auf das, was ihm das gottesfürchtigere und gerechtere schien, so will er auch jetzt vor den Männern dastehen als der, der nicht nach Willkür, sondern nach Gerechtigkeit handelt. Darum spricht er: Das sei ferne von mir, solches zu tun! Die Unschuldigen will ich nicht strafen. Der Mann soll mein leibeigener Knecht sein, bei dem der Becher gefunden ist, ihr aber zieht mit Frieden hinauf zu eurem Vater. So spricht er. Ja und jetzt, jetzt muß es heraus, so daß Joseph es selbst hören kann, was im Herzen seiner Brüder steckt. Und es kam heraus. Es kam heraus in hebräischer Sprache vor Joseph, vor dem Dolmetscher und vor andern Ägyptern, die mit in dem Zimmer waren, in welchem jetzt Josephs Brüder verhört wurden. Und Juda hat bei diesem trial den Advokaten und Bürgen zugleich herausgekehrt und eine Rede gehalten, ohne daß er auf irgendeiner Akademie einen Kursus über Rhetorik und Redekunst genommen hätte, eine Rede, von der jedes Wort wie ein Pfeil und wie ein Spieß auf das Herz Josephs getroffen hat, so daß es ganz weich geworden und geschrmolzen ist, und er sich nicht mehr länger hat halten können, sondern seinen Brüdern hat sagen müssen, wer er ist, und woran sie mit ihm sind. Ja, diese Rede war ein Meisterstück der Beredsamkeit der Unstudierten, die von Herzen kommt und zu Herzen geht. Die Ägypter, die ihr zuhörten, haben, wenn es ihnen etwa hernach der Dolmetscher übersetzte, nichts anderes herausgehört, als daß da Leute sind, die sich gut verantworten gegen einen Verdacht, den man auf sie gebracht hat. Aber Joseph, der ihre Rede nicht nur verstand, sondern ihnen auch ins Herz schaute, und den die Sache so nahe anging, daß es näher nicht möglich ist, der hat unendlich

viel mehr aus dieser Rede herausgehört: daß seine Brüder einander alle herzlich liebten; daß aus Liebe einer für den andern eintrat; daß sie gegen seinen Bruder Benjamin nicht im geringsten Haß und Groll trugen; daß sie auch ihren Vater Jakob herzlich liebten und jetzt nichts mehr fürchteten, als ihm Herzeleid zu bereiten. Ja, er hat in seiner Brüder Herzen, wie in einem aufgeschlagenen Buche, lesen können.

Da fängt Juda an, demütig und bescheiden und auch klug zugleich. Er erzählt Joseph, was der ja zum Teil schon weiß, wie er das letzte Mal gefragt habe nach Vater und Bruder, und wie sie ihm geantwortet, und wie er schließlich verlangt und gedroht habe: Wo euer jüngster Bruder nicht mit euch herkommt, sollt ihr mein Angesicht nicht sehen. Nun, wir haben dann unser Bestes versucht, als wir heimkamen zum Vater, wir haben ihm alles vorgestellt, daß er unsfern jüngsten Bruder mitlässe. „Ihr wißt“, hat er zu uns gesagt, „daß mir mein Weib zweien Söhne geboren hat“ (ja, so hat Jakob geredet, gerade als wenn es nie eine Lea gegeben hätte). „Einer ging hinaus von mir, und man sagt, er ist zerissen; und habe ihn nicht gesehen bisher.“ (Was muß Joseph dabei empfunden haben!) „Werdet ihr diesen auch von mir nehmen, und ihm ein Unfall widerfähret, so werdet ihr meine grauen Haare mit Jammer hinunter in die Grube bringen.“ Ja, Herr, will Juda sagen, so ist's; kommen wir heim ohne unsfern jüngsten Bruder, der Vater überlebt es nicht. Weil seine Seele an dieses Jüngsten Seele hängt, so wird ihn vor Schrecken der Schlag treffen, wenn er ihn nicht bei uns sieht. Ach, laß ihn doch heimziehen, und ich muß dich noch ganz besonders herzlich darum bitten, nimm mich an meines jüngsten Bruders Statt zum leibeigenen Knecht hin. Ich bin für den Knaben bei meinem Vater Bürge geworden; ich habe es ihm so gewiß versprochen: Ich komme nicht heim ohne ihn, und käme ich jetzt heim, nein, ich könnte den Jammer meines Vaters nicht mit ansehen. O laß mich dableiben an seiner Statt, ihn aber laß heimziehen; ich will es für eine Gnade halten, wenn du mich behältst an seiner Statt. Ja, das ist der herrliche Inhalt von Judas Rede. Und nachdem er sie gehalten hatte, brach bei Joseph, dem schon gestern das Herz entbrannte gegen seinen Bruder Benjamin, auch der letzte Damm nieder, der seine Liebe zu seinen übrigen Brüdern bisher noch gehindert hatte, auf sie auszuströmen. Jetzt war die Stunde der Prüfung für sie zu Ende.

K.

EN XPIΣΤΩ ΙΗΣΟΥ.

(Fortsetzung statt Schluß.)

Dementsprechend wird der Ausdruck auch, wie schon angedeutet, adjektivisch gebraucht, und wir können ihn wiedergeben durch „christlich“. So übersetzt auch Luther, wie bereits angeführt, Gal. 1, 22 ταῖς ἐκκλησίαις τῆς Ιουδαίας ταῖς ἐν Χριστῷ, den christlichen Gemeinden in Judäa.

1 Thess. 2, 14: Υἱοὶ μακρινοὶ τοῦ θεοῦ τῶν οὐσῶν ἐν τῇ Τουδαίᾳ ἐν Χριστῷ Ἰησοῦ. Wir verbinden mit οὐσῶν! So haben wir eine doppelte Näherbestimmung. Die Gemeinden sind Gottes, eben weil sie in Christo Jesu = christliche Gemeinden sind. Vgl. auch Eph. 3, 21. Verwandt hiermit ist 1 Thess. 1, 1: Παῦλος und Silvanus und Timotheus τῇ ἐπικλησίᾳ Θεοσαλονικέων ἐν θεῷ πατρὶ καὶ κυρίῳ Ἰησῷ Χριστῷ. Offenb. 14, 13 sind οἱ νεκροὶ οἱ ἐν Χριστῷ ἀποθνήσκοντες die christlichen Toten, die verstorbenen Christen. Nehmen wir hier gleich um des verwandten Gedankens willen die Stelle 1 Kor. 15, 18 hinzu: οἱ κοιμηθέντες ἐν Χριστῷ, die christlich Entschlafenen, die entschlafenen Christen. Röm. 16, 3: Grüßet die Priska und den Aquila, τοὺς οὐρεργούς μον ἐν Χριστῷ; 8: τὸν ἀγαπητὸν μον ἐν κυρίῳ; 9: τὸν οὐρεργὸν ἡμῶν ἐν Χριστῷ; 10: τὸν δόκιμον ἐν Χριστῷ; 13: τὸν ἐκλεκτὸν ἐν κυρίῳ. Philemon 23: Es grüßt dich Epaphras, ὁ οὐραιχμάλωτός μον ἐν Χριστῷ. Es gibt Stellen, wo unsere Wendung bei ἀστάζεοθαι offenbar adverbial steht = christlich grüßen. In den hier angeführten Stellen werden wir jedoch sehr wohl adjektivisch verbinden können. Die Genannten sind charakterisiert als Mitarbeiter sc. des Apostels nicht in irgendwelcher Beziehung, sondern eben in dem Kreis, der durch Christum bestimmt ist = christliche Mitarbeiter, Mitarbeiter sc. im Christentum. Eph. 6, 21: Auf daß aber ihr auch wisset, wie es um mich stehtet, und was ich schaffe, wird es euch alles kundtun Θηχίλιος, ὁ ἀγαπητὸς ἀδελφὸς καὶ πιστὸς διάκονος ἐν κυρίῳ. In der Parallelstelle, Kol. 4, 7, wird noch hinzugefügt: καὶ οὐρδοῦλος. Die Bestimmung steht offenbar attributiv, obwohl der Artikel fehlt, denn zu γνωρίσει kann man sie doch nicht ziehen. Die Bezeichnungen „geliebter Bruder“, „treuer Diener“ und „Mitknecht“ sind näher bestimmt durch ἐν κυρίῳ. Θηχίλιος ist geliebter Bruder sc. nicht in irgendwelchem Sinn, sondern in der Sphäre Christi: christlicher Mitbruder, christlicher Diener, christlicher Mitknecht, Mitchrist und Mitarbeiter im Christentum. Kol. 1, 2: τοῖς ἐν Κολοσσαῖς ἀγίοις καὶ πιστοῖς ἀδελφοῖς ἐν Χριστῷ = treuen christlichen Brüdern. Eph. 1, 1: τοῖς ἀγίοις τοῖς οὖσιν ἐν Ἐφέσῳ καὶ πιστοῖς ἐν Χριστῷ Ἰησοῦ = christlichen Treuen und Gläubigen, den treuen, gläubigen Christen. 1 Kor. 4, 17: Aus derselben Ursache habe ich Timotheus zu euch gesandt, ὃς ἐστι τέκνον μον ἀγαπητὸν καὶ πιστὸν ἐν κυρίῳ. Timotheus ist treuer und geliebter Sohn nicht leiblicherweise, sondern geistlicherweise, christlicher Sohn, als Christ. Und wenn es in derselben Stelle weiter heißt: ὃς ὑμᾶς ἀναμνήσει τὰς ὁδούς μον ἐν Χριστῷ, so sind die Wege des Apostels, die in Christo Jesu sind, die Wege, die in dem Kreis liegen, in welchem Jesus herrscht, seine christlichen Wege, die Wege, die er als Christ geht. Auch Eph. 4, 1: Παρακαλῶ οὖν ὑμᾶς ἵγειρε σέβομεν ἐν κυρίῳ, verbinden wir ἐν κυρίῳ mit dem Substantiv, obwohl auch die adverbiale Verbindung, vermahnen in dem Herrn = christlich vermahnen, guten Sinn gibt. Aber die andere Verbindung liegt näher. Paulus ist Gebundener in dem Herrn. Er gibt damit den Grund an

für sein Gebundensein. Er ist nicht ein politischer Gefangener, auch nicht einer, der eines bürgerlichen Vergehens beschuldigt wäre, sondern er ist ein christlich Gebundener, gebunden, weil er ein Christ ist, um Christi willen. Ein ähnlicher Gedanke liegt vor Phil. 1, 13: ὥστε τοὺς δεσμούς μου φαρεγοῖς ἐν Χριστῷ γενέσθαι. Es ist klar, der Nachdruck liegt auf ἐν Χριστῷ, und dies muß zu φαρεγοῖς gezogen werden. Was sollte die adverbiale Verbindung heißen: die Bande wurden offenbar, bekannt in Christo, etwa durch Christum? Nein, des Apostels Bande wurden offenkundig in Christo, offenbar als solche, die in Christo sind, als christliche Bande, die getragen wurden in dem Bereich des Christentums, als Christ. Es wurde allen offenbar, daß der Apostel gefesselt sei nicht wegen eines politischen Vergehens oder als sonstiger Übeltäter, sondern als Christ. Im folgenden Vers heißt es: καὶ τοὺς πλείονας τῶν ἀδελφῶν ἐν κυρίῳ πεποιθότες τοὺς δεσμούς μου περισσοτέρως τολμᾶν ἀφόβως τὸν λόγον λαλεῖν. Auch hier ist wieder die Schwierigkeit der Verbindung. Es liegt aber wohl am nächsten, mit Luther adjektivisch zu verbinden = Brüder in dem Herrn, Mithristen. Phil. 1, 1: Paulus und Timotheus, Knechte Jesu Christi, πάντοι τοῖς ἀγίοις ἐν Χριστῷ Ἰησοῦ. Der Ausdruck Heilige ist genauer erklärt durch ἐν Χριστῷ. Die Heiligen sind eben die, welche in Christo sind, die christlichen Heiligen, die durch Christum geheiligt sind. Ähnlich ist Eph. 2, 21: ναὸν ἄγιον ἐν κυρίῳ, ein heiliger, christlicher Tempel, ein Tempel, der seinen Charakter von Christo hat. — Und wie von den Wegen in Christo geredet wird, so auch von dem Wandel in Christo. 1 Petr. 3, 16: τὴν ἀγάθην ἐν Χριστῷ ἀραιοφύτην. Der gute Wandel im Sinn der Heiligen Schrift ist eben einer, der sich in der Sphäre Christi bewegt, ein christlicher Wandel. Ähnlich ist zu fassen Phil. 2, 21: Εἴ τις οὖν παράκλησις ἐν Χριστῷ = christliche Ermahnung. 1 Kor. 16, 24: Ἡ ἀγάπη μου μετὰ πάντων ἑνῶν ἐν Χριστῷ Ἰησοῦ = christliche Liebe. Die πολλὴ ἐν Χριστῷ παθήσοιά, Philemon 8, ist christliche Freudigkeit, Freude, die in und mit Christo gegeben ist, die aus Christo geboren ist. Auch 1 Kor. 4, 15 ist ἐν Χριστῷ eine ähnliche Näherbestimmung, mag man sie nun adjektivisch oder adverbial konstruieren. Der Sinn ist dieser: Wenn ihr auch zehntausend christliche Zuchtmeister hätten = Zuchtmeister auf dem Gebiet, da Christus herrscht.

Im vorstehenden ist also an manchen Stellen sowohl adjektivische als auch adverbiale Verbindung möglich. Wir führen nun noch die Stellen auf, in welchen offenbar adverbiale Verbindung vorliegt, und wir übersetzen können mit „christlich“, „christlicherweise“. Es sind das Stellen, in denen von den Christen etwas ausgesagt wird. 1 Kor. 16, 19: Ἀσπάζονται ἑμᾶς ἐν κυρίῳ πολλὰ Ἀκυλας. Aquila und die andern Genannten lassen die Korinther sehr grüßen nicht mit irgend einem Gruß, nicht mit bürgerlichem Gruß, sondern christlicherweise, mit christlichem Gruß. So auch Phil. 4, 20: Ἀσπάσασθε πάντα ἄγιον ἐν Χριστῷ Ἰησοῦ. Phil. 3, 1: Χαιρετε ἐν κυρίῳ; 4, 4: Χαιρετε ἐν κυρίῳ

πάντοις; 4, 10: Ἐχάρην δὲ ἐν κυρίῳ μεγάλως. Sich in dem Herrn freuen heißt, sich christlich freuen, mit solcher Freude, die in den Kreis, in welchem Christus herrscht, passt. Philemon 20: Ναὶ, ἀδελφέ, ἐγώ σου ὀραιμην ἐν κυρίῳ. Der Apostel will des Philemon genießen, will Freude an ihm haben christlicherweise, wie ein Christ am Christen sich freut. Röm. 15, 17: Ἔχω οὖν καύχησιν ἐν Χριστῷ Ἰησοῦ. In Christo, in dieser Sphäre, habe ich Ruhm = christlicherweise, als Christ, als christlicher Prediger. 1 Kor. 1, 31 und 2 Kor. 10, 17: Ο δὲ καυχώμενος ἐν κυρίῳ καυχάσθω. Wer sich röhmt, der röhme sich christlicherweise mit dem Ruhm, der im Christentum gilt; das ist dann gleichbedeutend mit „sich des Herrn röhmen“. Vgl. 1 Kor. 15, 31: νὴ τὴν ἡμετέραν καύχησιν, ἢν ἔχω ἐν Χριστῷ Ἰησοῦ τῷ κυρίῳ ἡμῶν. Phil. 1, 26: ἵνα τὸ καύχημα ἡμῶν περισσεύῃ ἐν Χριστῷ Ἰησοῦ ἐν ἐμοὶ διὰ τῆς ἐμῆς παρουσίας πάλιν πρὸς ἡμᾶς. Es ist ein Begriff καύχημα περισσεύειν = sehr röhmen. Die Philipper sollen sich sehr röhmen wegen der Wiederkunft Pauli aus dem Gefängnis, aber nicht fleischlicherweise, sondern christlicherweise; es wird ein Ruhm sein auf dem Gebiet des Christentums. Kol. 2, 6: Wie ihr nun angenommen habt den Herrn Jesum Christi, ἐν αὐτῷ περιπατεῖτε. In Christo wandeln ist christlich wandeln, wie es sich für Christen ziemt. Eph. 6, 1: Τὰ τέκνα, ὑπακούετε τοῖς γονεῦσιν ὑμῶν ἐν κυρίῳ. Das Gehorchen soll geschehen in dem Herrn, christlich, nicht aus Furcht oder aus fleischlichen Gründen, sondern wie es sich für die Kinder als Christen ziemt. Kol. 3, 18: Αἱ γυναικεῖς, ὑποτάσσεσθε τοῖς ἴδιοις ἀρδοάσιν, ὡς ἀνῆκεν ἐν κυρίῳ = christlicherweise, wie es sich im Christentum ziemt. 1 Kor. 7, 39: Ein Weib ist gebunden an das Gezeug, solange ihr Mann lebt; so aber ihr Mann entschlafst, ist sie frei, sich zu verheiraten, welchem sie will, μόνον ἐν κυρίῳ. Die Freiheit ist nicht eine absolute, sondern begrenzt durch den Herrn. 2 Tim. 3, 12: καὶ πάντες δὲ οἱ θέλοντες εὐσεβῶς ζῆν ἐν Χριστῷ Ἰησοῦ διωχθήσονται. Es ist jedenfalls das Richtige, ἐν Χριστῷ Ἰησοῦ mit ζῆν zu verbinden. So haben wir denn eine doppelte Näherbestimmung. Gottesfürchtig leben ist noch näher erklärt durch „in Christo Jesu“. Das rechte gottesfürchtige Leben ist ein Leben, bestimmt durch Christum, ein christliches Leben. Ähnlich Röm. 6, 11: ζῶντες δὲ τῷ θεῷ ἐν Χριστῷ Ἰησοῦ τῷ κυρίῳ ἡμῶν. Wenn Röm. 16, 12 von Tryphena und Tryphosa gesagt wird: κοπιώσας ἐν κυρίῳ und von Persis: ἡτοι πολλὰ ἐκοπλασεν ἐν κυρίῳ, so ist damit das Arbeiten näher erklärt als ein christliches Arbeiten, ein Arbeiten im Weinberg des Herrn. Ähnlich 1 Thess. 5, 12: Wir bitten euch aber, lieben Brüder, daß ihr erkennet τοὺς κοπιῶντας ἐν ὑμῖν καὶ προισταμένους ὑμῶν ἐν κυρίῳ καὶ ρονθετοῦντας ἡμᾶς. Vorstehen in dem Herrn ist christlich vorstehen, vorstehen im Gebiet des Christentums. Wenn der Apostel Phil. 4, 2 die Evodia und die Syntyche ermahnt, τὸ αὐτὸν φρονεῖν ἐν κυρίῳ, so ist damit genauer bestimmt, in welcher Beziehung das Gleichgesinntsein gemeint ist. Nicht überhaupt, nicht in der Politik, nicht in rein menschlichen Fragen, nicht in allen Dingen müssen sie gleichgesinnt

sein; aber in dem Herrn, christlicherweise, im Bereich des Christentums sollen sie gleichgesinnt sein. Röm. 16, 2: ἵνα αὐτὴν προσδέξησθε ἐν κυρίῳ ἀξιώς τῶν ἁγίων. Jemand aufnehmen in dem Herrn heißt, ihn christlich aufnehmen, wie es sich von einem Christen, für einen Christen gehört. Das zeigt auch der Zusatz: „würdig der Heiligen“. Eph. 6, 10: Τὸ λοιπόν, ἀδελφοί μου, ἐνδυραμοῦσθε ἐν κυρίῳ καὶ ἐν τῷ κράτει τῆς ἴσχύος αὐτοῦ. Der letzte Zusatz ist epegetisch. Stark sein in dem Herrn heißt, christlich stark sein, wie es im Reiche Christi sein soll, nämlich in der Kraft, die von ihm ausgeht, die er gibt, stark sein im christlichen Glauben und Leben. So können wir auch Kol. 2, 10 verstehen: καὶ ἔστε ἐν αὐτῷ πεπληρωμένοι. Vollkommen sein in Christo ist gleich christlich vollkommen sein, vollkommen sein in dem, was zum Christentum gehört. So bezeugt der Apostel auch Kap. 1, 28, daß sie jeden Menschen ermahnen und belehren in aller Weisheit, damit sie jeden Menschen vollkommen darstellen in Christo Jesu, τέλειον ἐν Χριστῷ Ἰησοῦν; vollkommen nicht in irgendwelcher Beziehung, sondern christlich vollkommen. Etwa erweitert ist der Ausdruck Phil. 1, 8: Verlangen nach jemand ἐν σπλάγχνοις Ἰησοῦ Χριστοῦ = mit christlichem Erbarmen nach jemand verlangen. Ebenso Philemon 20: ἀνάτανον μου τὰ σπλάγχνα ἐν κυρίῳ. Kol. 2, 11: ἐν ᾧ καὶ περιττήθητε περιτομῇ ἀκειροποιήτῳ. Die Christen sind christlicherweise beschnitten, so wie es im Christentum geschieht, nämlich ohne Hände, geistlicherweise. 1 Kor. 4, 10: Ἡμεῖς πυροὶ διὰ Χριστού, ὑμεῖς δὲ καὶ γόνυμοι ἐν Χριστῷ. Warum der Wechsel der Präposition? Die Apostel sind Narren um Christi willen, weil sie nur Christum predigen; die Korinther aber sind klug in Christo, in diesem Kreis, auf diesem Gebiet, sie wissen alles in der christlichen Lehre. —

Mit dem hier Dargelegten soll keineswegs Inhalt, Umfang und Tragweite des Ausdrucks an den einzelnen Stellen erschöpft sein; auch behaupten wir nicht, daß in jedem Falle das Rechte getroffen sei. Wo verschiedene Verbindungen möglich sind, sind auch mehr oder weniger verschiedene Auslegungen möglich. Insbesondere wird man vielleicht in manchen der zuletzt behandelten Stellen die Übersetzung mit „durch“ vorziehen. So weit haben wir zu zeigen versucht, wie die Präposition in unserer Formel in ihrer ursprünglichen lokalen Bedeutung gebraucht ist im engeren oder im weiteren Sinn teils von der Person Christi, teils von seinem Werk, teils von der Sphäre seines Einflusses, seiner Bedeutung. Der Gesamteindruck, den wir schon hier aus dem Gebrauch dieser einen Wendung bekommen, ist der: Alles ist in Christo, alles geht von ihm aus, führt zu ihm; nur das gilt etwas, was in Christo ist.

Es sei noch darauf aufmerksam gemacht, daß es sich in den bisher behandelten Stellen, außer in denen der letzten Unterabteilung, um ein Sein in Christo handelt, und in der letzten Unterabteilung, wo der Verbalbegriff eine Tätigkeit bezeichnet, sind Menschen das Subjekt.

W. Mönkemöller.

(Schluß folgt.)

Literatur.

Zum Concordia Publishing House, St. Louis, Mo., ist erschienen:

1. Synodalbericht des Süd-Illinois-Distrikts mit Verhandlungen über das Thema: „Samuel, der Reformator des Volkes des Alten Bundes.“ (15 Cts.)
2. Synodalbericht des Westlichen Distrikts mit einem Referat über die „Sorge für die konfirmierte Jugend.“ (10 Cts.)
3. Synodalbericht des Oregon- und Washington-Distrikts mit einem Referat über das Thema: „Dass die Bibel Gottes Wort und als solches fleißig zu gebrauchen ist.“ (12 Cts.)
4. Synodalbericht des Nebraska-Distrikts mit Verhandlungen über den Gegenstand: „Kirchliches Interesse.“ (15 Cts.)
5. „Memorial Sketch of Dr. C. F. W. Walther.“ For the Children of Our Schools. Translated from the German of W. Wegener. (5 Cts.)
6. Katalog der Lehranstalten der Deutschen Ev.-Luth. Synode von Missouri, Ohio u. a. St. für das Schuljahr 1910/11.
7. „Revidierter Lehrplan für die Gemeindeschulen der Ev.-Luth. Missouri-Synode zu Milwaukee, Wis.“ (10 Cts.) Allen Lehrern und Pastoren empfehlen wir dieses Heft des „Schulblatt“. Es ist das Beste, was über den „Lehrplan“ zu haben ist. Wer ihn studiert, wird nach den Ferien klarer und ziel- und wegbewusster wieder an seine Arbeit gehen.

F. B.

Homiletisches Reallexikon nebst Index Rerum. Von E. Eckhardt, Blair, Nebr. H—L. Success Printing Co., St. Louis, Mo. Preis: gebunden \$2.35 und Porto 21 Cts.; in Heften \$1.95 und Porto 23 Cts. Zu beziehen vom Verfasser, sowie auch vom Concordia Publishing House.

Es ist dies ein weiterer, der vierte, Band des Lexikons, das wir bereits wiederholt den Lesern von „Lehre und Wehre“ haben empfehlen dürfen, und das jetzt im Buchstaben L bis zu „Lutherische Christen“ vorgeschritten ist. Zwei weitere Bände sind noch nötig, um das großartig angelegte Werk zu vollenden, wozu wir dem Verfasser Gottes Segen wünschen.

F. B.

D. Konrad Dietrichs INSTITUTIONES CATECHETICAE, das ist, gründliche Auslegung des Katechismus D. Martin Luthers in Frage und Antwort und mit Anmerkungen versehen. Aus dem Lateinischen übersetzt von Dr. F. W. A. Nötz. Zweite, verbesserte und vermehrte Auflage. Concordia Publishing House. Preis: \$2.00.

Gerne machen wir die Leser von „Lehre und Wehre“ darauf aufmerksam, daß dieses von F. Dette wieder herausgegebene Werk in den Besitz des Concordia Publishing House übergegangen ist. Es enthält dieses Buch in klarer, knappster und doch fließender Sprache eine so große Fülle theologischer Weisheit, daß es in der lutherischen Kirche nicht vergessen und unter den Scheffel gestellt, sondern immer, noch von Pastoren und Lehrern fleißig studiert werden sollte. Selbstverständlich hat auch Dietrich seine Schwächen. Neben andern Zusätzen von D. Nötz ist darum auch dem Artikel von der Gnadenwahl eine entsprechende Anmerkung aus der Feder D. Hönecks beigefügt worden.

F. B.

Das Weltbild im Wandel der Zeit. Von Prof. Dr. E. Dennert. Agentur des Rauhen Hauses, Hamburg.

Dies Büchlein von 71 Seiten zerfällt in elf Abschnitte mit folgenden Überschriften: „Zum Eingang; Grundlagen des Weltbildes; Babylonier; Chinesen; Ägypter; Perser, India, Germanen; Griechen; Juden; Mittelalter und Araber; Neuzeit; Weltbild und Weltanschauung.“ Selbstverständlich sind alle diese Themen nur ganz kurz behandelt. Das Prinzip der Darstellung und Beurteilung ist aber der Entwicklungsgedanke, ohne welchen Dennert in der Apologetik nicht fertig werden zu können glaubt. Natürlich gibt er dabei die Schriftlehre von der

Inspiration und Irrtumslösigkeit der Bibel preis. Auch wiederholt hier Dennert wieder seine Behauptung: „Das moderne Weltbild an sich“ (die wirklichen Resultate der wissenschaftlichen Erfahrung, Beobachtung und Experimentation) „ist völlig neutral; es läßt sich zu einer theistischen oder atheistischen Weltanschauung ausbauen.“ Nach Dennert ist es also vom Standpunkt der Erfahrung und der Vernunft aus ebenso möglich und vernünftig, die Welt atheistisch wie theistisch zu erklären. Nach Schrift und Erfahrung hätte er aber statt dessen betonen sollen: An der atheistischen Welterklärung fann nur ein Narr festhalten. Übrigens weiß Dennert selber Gründe der Erfahrung anzuführen (Zielstrebigkeit, Zweckmäßigkeit usw.), die auf Gott als den Urheber der Welt hinweisen.“

J. B.

FOLLOW JESUS! By William Dallmann. Northwestern Publishing House, Milwaukee, Wis. Auch im Concordia Publishing House zu haben. Preis: \$1.00.

Es sind dies Predigten, welche im *New York Lutheran* und im *Lutheran Witness* erschienen sind. Die erste Predigt zeigt, was Jesus durch sein heilig Leben, Leiden und Sterben für uns getan hat. In den folgenden wird dann Jesus hingestellt als Vorbild in: manliness, work, temptation usw. Die Sprache ist aphoristisch, lebendig, packend.

J. B.

THE FUNDAMENTALS. A Testimony. Vol. V. Compliments of Two Christian Laymen. Testimony Publishing Co., 808 La Salle Ave., Chicago, Ill.

Dieser fünfte Band der Fundamentals, der an mehr als 275,000 Pastoren, Missionare usw. frei versandt worden ist, hat folgenden Inhalt: 1. „Life in the Word.“ By Philip Mauro, Attorney-at-Law, New York City. 2. „The Scriptures.“ By Rev. A. C. Dixon, D. D., London. 3. „The Certainty and Importance of the Bodily Resurrection of Jesus Christ from the Dead.“ By Rev. R. A. Torrey, D. D., Montrose, Pa. 4. „Observations on the Conversion and Apostleship of St. Paul.“ By Lord Lyttelton. 5. „A Personal Testimony.“ By Rev. H. W. Webb-Reploe, London. Die bisher erschienenen fünf Bände der „Fundamentals“, die zu 15 Cents das Stück zu haben sind, gehören zu den besten populären apologetischen Schriften der Gegenwart.

J. B.

THE LIFE AND LETTERS OF MARTIN LUTHER, by Preserved Smith, Ph. D. With Illustrations. Boston and New York; Houghton Mifflin Co. Preis: \$3.50 netto.

Wer ein Leben Luthers schreiben will, dem empfehlen wir, daß er sich die Form dieser Biographie zum Muster nimmt, in der Luther in idiomatischer englischer Übersetzung überall selbst zu Worte kommt, insonderheit durch seine Briefe. Das vorliegende Buch ist zugleich ein neuer Beweis dafür, daß oft Amerikaner es besser verstehen, einem Buche Durchsichtigkeit und gefällige Form zu geben, als die meisten deutschen Gelehrten. Was man aber vornehmlich vermisst, ist die gründliche Darstellung der Lehren, für die Luther eintrat, und die ihn zu dem gemacht haben, was er ist. Aber der Verfasser erklärt selber, daß er dies nicht beabsichtigt habe, sondern vielmehr Luther als Charakter darstellen wollte. Sein Interesse war weniger ein theologisches als ein psychologisches. Smith ist ja auch kein positiver, sondern ein moderner Theolog, der die Lehrstellung des Reformators wesentlich für einen überwundenen Standpunkt hält. Und obwohl Smith seinen Liberalismus hier nicht sonderlich zur Schau trägt, so kommt er doch zuweilen stark genug zum Ausdruck, z. B. S. 185, 207, 267, 336, 339, 341. Uns wundert es darum auch nicht, wenn Smith Luthers Aussprüche über Jakobus und andere Stellen, welche von modernen Theologen in bekannter Weise angeführt werden, um Luthers sogenannte „freiere Stellung“ zur Schrift zu beweisen, in derselben Weise und in demselben Interesse verwertet. Doch fühlt sich Smith dabei zu der Erklärung genötigt: „But we must not make Luther more in advance of his time than he really was. He naively accepted all the miracles of the Bible,“ etc. (267). Wie Smith theologisch zu Luther steht, bringt er also zum Ausdruck: „Luther is greater than his work. His dogmatic system has lost part of its hold upon mankind, and seems likely to lose still more, but his influence, or the ideals and culture of many an age to come, will

remain" (336). Man versteht es darum auch, wenn Smith daraus einen Vorwurf macht, daß Luther noch an einen persönlichen Teufel glaubte und an das nahe Bevorstehen des Jüngsten Tages (339, 341). Luthers Lehre vom Abendmahl bezeichnet Smith als "consubstantiation" (90, 238), obwohl Luther allen Totalismus aus der Gegenwart des Leibes und Blutes Christi im Abendmahl ausschloß. Zwar lehrte Luther auch die Allgegenwart Christi nach seiner menschlichen Natur, aber nicht, wie Smith behauptet: "that Christ's body may be extended through space" (241). Eine Ausspannung des Leibes Christi durch den Raum hin lehrt Luther nicht. Von Philipp von Hessen behauptet Smith: "He had a clearer comprehension of Zwingli's opinion than had Luther, and was, perhaps, inclined to adopt it himself" (243), wovon das zweite richtig ist, aber nicht das erste. Über Luthers Taufformular schreibt Smith: "The baptismal service is strikingly different from that in use in most churches now. The evil spirit was first exorcised from the child, who was then asked a number of questions on its religious attitude, answered by the sponsors, of whom there were a considerable number" (235). Smith scheint das heutige lutherische Taufformular nicht zu kennen und übersieht auch wohl, daß Luther zwar eine geistliche Besessenheit lehrte, aber keine leibliche. Die Lehre Luthers vom freien Willen im Jahre 1520 und 1521 betreffend sagt Smith: "Since the fall of man, says the Wittenberg professor, free will is simply a name; when a man does what is in him, he sins mortally. He cites Augustine to the effect that free will without grace is able to do nothing but sin" (101). Ferner: "Luther argues at length, in the 36th Article, for his opinion that free will is but a name. The Reformer himself had selected this as the foundation of all his theology, being, in fact, no more than another form of the famous doctrine of justification by faith alone" (204). Und über Luthers Schrift vom Jahre 1525 wider Erasmus lesen wir: "This bulky volume has been acclaimed by most Protestant biographers of Luther as his ablest polemic and a work of extraordinary power. It is needless to remark that much of this ability is wasted on a generation for which the question then so passionately disputed has sunk almost into oblivion. In point of earnestness he is a striking contrast to Erasmus. What for the latter is the subject of an interesting discussion is to him matter of life and death. It is in this sense that he attributes eloquence and mastery of speech to his opponent, but to himself substance and real understanding of the issue. Luther takes his former stand for extreme predestinarianism. His determinism is not founded, as that of a modern philosopher might be, on any conception of the immutability of natural law, but is simply and solely the logical deduction from his doctrine of justification by faith alone, or, as it is technically called, of the monergism of grace. Man is a simple instrument in God's hands, and the Almighty arbitrarily saves whom He wills, and damns whom He wills" (207). Für seine Behauptung läßt Smith dann etliche Stellen aus Luthers Schrift folgen. Eine gerechte und richtige Darstellung der Lehre Luthers vom freien Willen läßt sich aber in etlichen einseitigen Zitaten nicht geben. Sie will vom Ganzen aus verstanden, erfaßt und dargestellt sein. Die entgegengesetzte Lehre des Erasmus charakterisiert Smith kurz also: "Finally he sums up, 'those please me who attribute something to free will, but much to grace;' both must cooperate to save a man; one may assign as small a part as one likes to the former factor, only it must be *some part*" (207). Und von Erasmus selber urteilt Smith: "Erasmus is an evolutionist and a rationalist, to whom all truth does not come through the Bible, but much from reason. He believes, moreover, that men have a natural trend to the good" (210). Über Luthers Stellung zur Bigamie in dem Rat an Heinrich VIII. und an Philipp von Hessen sagt Smith: "The proposal to commit bigamy, rather than to divorce, shocks an age accustomed to regard the latter as the preferable alternative. The general opinion of the sixteenth century was exactly opposite to that of the twentieth on this point, for the simple reason that polygamy, practiced in the Old Testament, was never expressly forbidden by the New, which discountenances divorce. Luther's good conscience in giving this advice is shown by its disinterestedness — for by complying with the king's wish for divorce he might have won a powerful convert —

as well as by the previous statement in the Babylonian Captivity of the same opinion. That his views were shared by a large number of his contemporary divines, both Protestant and Catholic, has been demonstrated in a very careful study by Dr. Rockwell" (196. 373 f.). Was Luther über Tanz und Theater sagt, wird von Smith verallgemeinert und somit falsch ausgedeutet (350). Von anderm abgesehen, vermissen wir in dem Kapitel "Character and Habits" insonderheit die Betonung der Tatsache, daß, obwohl Luther gar manches sagte und schrieb und zu seiner Zeit auch sagen und schreiben konnte, was man in unserer Zeit nicht mehr sagen und schreiben kann, dies von Luther nie in schlüssiger Weise und im Interesse der Lüsternheit geschah. Auch sonst geht Smith in diesem Abschnitt über Maß und Billigkeit hinaus. Von Melanchthon's abweichender Stellung mit Bezug auf die in den Schmalkaldischen Artikeln vorgetragene Ansicht Luthers über den Primat des Papstes schreibt Smith: "Melanchthon modified this statement by adding that if the Pope left the Protestants to rule themselves, they would not interfere with his *de facto* supremacy in other parts" (307). Daß Smith sich hier irrt, geht hervor aus Melanchthon's Unterschrift zu den Schmalkaldischen Artikeln (Müller, S. 326). Zum Schluß lassen wir noch etliche Aussprüche aus dem Buche Smiths als Proben folgen. Über Luthers Römerbrief-Kommentar von 1515/16: "Luther was one of the first to show what Paul really felt, thought, and taught, though some others, like Lefevre and Colet, had preceded him by a few years in applying the new learning to the elucidation of Scripture" (23). Von Luther in Worms: "When he reached his lodgings, he joyfully exclaimed: 'I am through! I am through!' He had indeed done the great deed he had set out to do, and spoken the words which will ring through ages" (118). Luthers Aufenthalt in der Wartburg betreffend: "In all his letters from the Wartburg, Luther never once mentions any supernatural experience, nor even in his work On the Abuse of the Mass, where he makes special mention of such apparitions in general, does he say one word of his ever having seen any himself. That he occasionally spoke of them long afterwards is due rather to an hallucination of memory than of the senses at the time. He heard some noises in the old spooky castle, so slight that he hardly noticed them, but they gradually grew in memory, so that he could say, just ten years later: 'Satan has often vexed me with visions, especially at the Wartburg. One night while I was there, he took some walnuts from the table and kept snapping them at the ceiling all night'" (125). über Luthers Stellung im Bauernkrieg: "No government in the world could have allowed rebellion to go unpunished; no sane man could believe that any argument but arms would have availed. Luther first tried the way of peace, he then risked his life preaching against the rising; finally he urged the use of the sword as the *ultima ratio*. He was right to do so, though he put himself in the wrong by his immoderate zeal. It would have been more becoming for Luther, the peasant and the hero of the peasants, had he shown greater sympathy with their cause and more mercy. Had he done so, his name would have escaped the charge of cruelty with which it is now stained" (166). Hier wird Smith ungerecht gegen Luther und läßt sich in seinem Urteil von seinen Gefühlen leiten. Luthers wegwerfendes Verhalten gegen Erasmus und andere Gegner rechtfertigt Smith also: "Every great leader of a new and struggling movement must feel that he who is not with him is against him, and that he who gathereth not, scattereth. The citizen who refuses to take arms in wartime is a public enemy. His scruples may be honorable, but one can hardly blame the general for expelling him from the ranks. In the American Civil War no character was so much detested as the 'copper-head,' the Northern man who refused to fight for the Union" (212). Den Widerstand gegen den Kaiser betreffend: "The proposition that one might resist the emperor only when and because he himself commanded it, is not really quite so absurd as it seems when thus baldly stated. The sixteenth century had no word for the idea 'constitution,' so familiar to us. Had Luther written four hundred years later, he would have said that the imperial laws might be resisted when they were unconstitutional, for it must be remembered that the Holy Roman Empire had a constitution, mostly unwritten, like that

of England, but consisting partly of ancient charters like the Golden Bull" (217). über Luther als Dichter: "It is one of the most surprising phenomena in literary history that a man of forty should suddenly develop considerable poetic talent in response to a definite practical requirement. Yet such is the case" (230). Von den Coburgbriefen: "Among these epistles are many of the finest he ever penned; in some the depths of his religious faith are sounded; in others the chinks and crannies of his deep love are searched. Whatever he wrote is full of humor, of fancy, of an idyllic love of nature, and a childlike trust in God" (248). über Luthers Bibelübersetzung: "The English Bible has also become a classic, but hardly attains the exalted position of the German in this respect. Luther's influence, exerted chiefly through this work, has been so enormous on the literature of his people that it is sometimes said that he created the modern written language. Other scholars are inclined to see in him rather the culmination of a literary activity which began some centuries before" (265). über Luther als Schriftsteller: "Whatever his faults, however, Luther remains one of the greatest of writers. His fury and his mirth are alike Titanic. His polemics are informed with matchless vigor, and his musings over the cradle of his baby are in the grand style" (334). Mitgeteilt werden hier von Smith auch die begeisterten Aussprachen Carlyles und Michelets über Luthers Stil (359). Endlich über Luther als Reformator: . . . "had he not been such a man, he would not have been the leader of the great Revolt" (407). "The new culture, the fresh spirit, the glorious life he imparted to Europe has become as commonplace as the alphabet, whereas the fierce wars he waged are remembered to his discredit, and have made him, especially in recent years, the object of misunderstanding and dislike" (408). "One may estimate the Reformation as one pleases, but to think of it without Luther is as unhistorical as to fancy that Christianity might have grown up without its great Founder, or that Islam could have been born in the deserts of Arabia without the Prophet" (213). In einem Epilog beschreibt Smith kurz die letzten Jahre und den Tod der Frau Luthers. Der lange Appendix (S. 429 bis 475) bietet 1. chronologische Tafeln des Lebens Luthers, der damaligen Päpste, Kaiser und Fürsten und 2. eine ausführliche Bibliographie der Schriften Luthers sowie anderer Quellschriften und Schriften über Luther. Ein guter Index bringt die in vieler Beziehung vorzügliche Biographie zum Abschluß. J. B.

Kirchlich-Zeitgeschichtliches.

I. Amerika.

Aus welcher Zeit und von wem stammt das fünfte Hauptstück des Kleinen Katechismus? Auf diese an uns gerichtete Frage lassen wir Gillhoff und Holde antworten. Johannes Gillhoff sagt in seiner Schrift: „Zur Sprache und Geschichte des Kleinen Katechismus“ (1909): „Das sogenannte sechste (fünfte) Hauptstück, vom Amt der Schlüssel, das noch von manchen Katechismen mitgeführt wird, stammt nicht von Luther, findet sich darum auch in keiner der Originalausgaben. Doch tritt es z. B. in Lüneburg und Magdeburg schon zu Luthers Lebzeiten auf, um nach seinem Tode allmählich weiter vorzudringen. Allgemeine Anerkennung hat es wohl nie gefunden. Seine Fassung in den Katechismen ist sehr verschieden. Der Verfasser ist unbekannt.“ D. Th. Holde sagt in seiner 1907 erschienenen „Historischen Einleitung in die Symbolischen Bücher“: „Der Kleine Katechismus, von dem wahrscheinlich zu Luthers Lebzeiten im Jahre 1543 die letzte Originalausgabe erschien, hat mehrfache Veränderungen erfahren. In der Ausgabe von 1531 trat, um das Wichtigste zu erwähnen, an die Stelle der

Kurzen Weise zu beichten', und zwar jetzt zwischen dem vierten und fünften Hauptstück, das Lehrstück: Wie man die Einfältigen soll lehren beichten.⁴ Hier findet sich auch zuerst die Anrede zum Vaterunser mit der Auslegung. Mancherlei sprachliche Änderungen, namentlich auch durch Umgestaltung der Bibelsprüche nach Luthers Übersetzung, zeigt die Ausgabe von 1542, wo auch das erste Mal beim vierten Gebot die Verheizung austautzt und die Haustafel erweitert ist. Da man für die Wiedergabe im Konkordienbuche auf die ältesten Nachdrucke der Urausgabe zurückgriff, so fehlten darin zu meist die später von Luther vorgenommenen Änderungen, doch hat man die Anrede im Vaterunser nebst Auslegung und das Stück von der Beichte: „Wie man die Einfältigen soll lehren beichten“ mit aufgenommen.“ Hierzu vergleiche man J. T. Müllers Einleitung in die Symbole (S. XCVII), nach welcher sich das Stück vom Amt der Schlüssel zuerst finden soll in den Nürnberg-Brandenburger Katechismuspredigten.

J. B.

Vom Concordia-Seminar in St. Louis sagt T. E. S. im *Lutheran*: “This great institution presents its announcement in five ordinary pages, of which two and a half are devoted to the names of the students, and nearly two pages to the subjects of the lectures and class work. Evidently it is not the attractiveness of its catalogue that draws hundreds of students annually to St. Louis.” “It will be noticed that the instruction in Concordia is chiefly exegetical, systematic, and confessional, with some stress on practical homiletics. The men become well-grounded in Scripture, keen reasoners, thoroughly acquainted with the facts on their side of a case, able preachers as a rule, and zealous in the practical upbuilding of the Church for whose work they have been educated.” “Well-grounded in Scripture, keen reasoners.” — das ist ein hohes Lob! Ihren letzten Grund hat die Festigkeit der Position und die Sicherheit und Schärfe der Argumentation der Konkordianer aber nicht etwa in absonderlicher dialektischer Schulung und Kunst, sondern darin, daß sie die Wahrheit für sich haben. Wer eine gute Sache vertritt und mit beiden Füßen auf der Schrift steht, bedarf der sophistischen Kunst nicht, hat leicht argumentieren und braucht sich auch vor den Großen in der Welt nicht zu fürchten. J. B.

The Second Lutheran Educational Conference. Die zweite freie Konferenz von Vertretern lutherischer Lehranstalten wurde Ende April zu Gettysburg abgehalten. Vertreten waren das Seminar in Mount Airy, Mühlenberg- und Thiel-College, die Seminare in Gettysburg, Selinsgrove und Springfield, O., und das Newberry-College der Vereinigten Synode des Südens. Folgende Themata wurden behandelt: von D. Haas: Wie man christliche Grundsätze vereinigen kann mit der Richtung in der modernen Erziehung; von P. Gold: Die religiöse Pflege lutherischer Studenten auf nichtlutherischen Anstalten; von Prof. Harms: Probleme der Collegeleitung; von D. Jacobs: Der ideale theologische Lehrplan etc. Verhandelt wurde auch über die Möglichkeit einer lutherischen Universität. Hauptthemata für die Versammlung in 1912 in Pittsburg sollen sein: 1. Die Möglichkeit der Vereinigung lutherischer Erziehungsinteressen; 2. Harmonie in der Erteilung akademischer Grade. Ein Komitee soll den Versuch machen, Vertreter von sämtlichen lutherischen Lehranstalten im Osten zur Teilnahme heranzuziehen. Daß ein Hauptzweck dieser Konferenzen auch der ist, für den Unionismus Propaganda zu machen, geht aus dem *Lutheran Church Visitor* her vor, der sich also vernehmen läßt: “That conference was a prac-

tical demonstration of the possibility of bringing the Lutherans of this country *together* for practical work. Where there were differences of opinion, it was more frequently between members of the same general body than between representatives of different bodies. But, really, no one seemed to think about the synodical connections of the men who participated in the conference. . . . Our forward march depends upon our coming together. Faith in each other is the one thing which seems to be lacking. Our faith in God, even on the objective side, is essentially one. The differences do not consist in the degree of denial or acceptance of essentials, for all the Lutheran bodies in this country accept a full Gospel; but the differences arise out of the question of the desirability or necessity for a fuller or an abbreviated confession. Association between leaders in the Church promotes faith in each other, and removes ground for suspicion and fear, and consequent censure and exclusiveness. ‘Face to face’ contact is a cure for many evils,” etc. *Der Visitor ist das Organ der Vereinigten Synode des Südens*, die sich mit der Generalsynode identifiziert.

F. B.

The Second All-Lutheran Missionary Conference wurde ebenfalls in Gettysburg abgehalten. “All-Lutheran” steht auch hier, wie so oft, für Generalsynode, Konzil und Vereinigte Synode des Südens, deren Professoren und Schüler auf dieser Konferenz vertreten waren. Besonderen Anklang fand die Rede D. Freyhs über das Thema: “Uniting Our Forces”, in der er ausführte: Alle Lutheraner in Amerika hätten denselben Ursprung, dasselbe Blut, denselben Namen, dieselben Vorfäder, dieselben Glaubensbekennnisse, dieselben Traditionen, dieselben geschichtlichen Antezedentien, dieselben Aufgaben, dieselben Probleme und dieselbe Bestimmung. Darum sei es ihre heilige Pflicht, Einigkeit zu pflegen, wenngleich noch nicht zu einem Körper sich zusammenzuschließen. Das Gebet, auf dem man am leichtesten mit gemeinsamer Arbeit beginnen könne, sei die auswärtige Mission. Die Arbeiter auf den jetzigen Gebieten (des Konzils und der Generalsynode) ständen der Vereinigung nicht im Wege. Alle Hindernisse kämen aus Amerika. Und würden die Männer sich nicht rühren, so würden die Frauen den Anfang zur Föderation machen. “Why should we men need any stimulus along this line? Tell me, what are the arguments against uniting our forces, in this year of grace, 1911?” — Außer den lutherischen gebe es nur etwa zwei oder drei theologische Seminare in Amerika, in denen noch die Menschwerdung und Auferstehung Christi im Vollsinne der göttlichen Bedeutung gelehrt werde. Auch diese Tatsache fordere geheimerisch Vereinigung. “It is not an optional matter. We simply must unite. There is absolutely no alternative. The stewardship of truth is the most sacred of all trusts.” — Wer aber gerade diese letzte Wahrheit auf sich wirken lässt, wird auch keine Vereinigung befürworten können hinweg über die Lehrdifferenzen, die die lutherischen Synoden Amerikas trennen. “The stewardship of truth is the most sacred of all trusts”: in dieser Wahrheit wurzelt die Stellung der Missourier zu allen unionistischen Vereinigungsbemühungen, die eben immer nur durch ein Opfer der Wahrheit zustande kommen.

F. B.

Das Organ der Vereinigten Synode des Südens, der *Lutheran Church Visitor*, schreibt vom 15. Juni: “While the United Synod believes that her standards of Lutheranism are pure, historic, and ecumenical, the Missouri

Synod does not so consider them. And while the United Synod believes herself to be as strictly Lutheran in her standards of practice as in faith, the Missouri Synod is dissatisfied with the methods by which the United Synod seeks to bring her actual practice up to her standards, and the cases where actual practice does not conform to the standards are pointed out as inconsistencies so serious as to make the United Synod, in the eyes of the Missouri Synod, actually un-Lutheran." Was es aber mit der vor-geblieblich streng lutherischen Stellung der Synode des Südens auf sich hat, zeigen folgende Auslassungen derselben Nummer des genannten Blattes: "As to the General Synod's practice, there has been, and is, much latitude allowed. One characteristic of the synod is its fellowship with non-Lutheran denominations. At its general conventions it receives delegates from the Reformed and Presbyterian bodies, and sends delegates to the conventions of these churches. Dr. Neve puts it right when he says: 'This fellowship practiced by the General Synod is extended to all neighboring churches or any evangelical denomination which hold a positive attitude toward the fundamental truths of Christianity. It also allows the members of such churches to come to the Lord's Table as guests. And this pulpit and altar fellowship is practiced not only by those who lay all emphasis on the doctrines held in common by Lutherans and Reformed, and who reveal an antipathy to strict Lutheran doctrine, but also by the constantly growing conservative party, which in all the fundamental points of the Lutheran Confession takes a positive position, and has no thought of an approach to the Reformed Church in doctrine.' While this practice is indulged in by the synod, it has brought no harm upon the great cause of Lutheranism in this country, but certainly much good." Kirchengemein-schaft mit den Sektenten, die im Grunde nichts anderes als schmachvolle Selbst-preisgabe des Luthertums ist, betrachtet der *Visitor* und seine Synode als ein Merkmal des echten Luthertums und eine Segensquelle für dasselbe. Solange als die Vereinigte Synode des Südens diese Stellung einnimmt, können wir dieselbe nicht als eine treulutherische Synode anerkennen, einerlei wie schön auf dem Papier sich ihr Bekennnis ausnehmen mag. Was aber das Amt ihrer Pastoren betrifft, so versteht es sich ganz von selbst, daß wir dasselbe respektieren. Es ist eine Verleumdung, wenn der *Visitor* schreibt: "Upon this ground" (weil Missouri die Lehrstellung der Synode des Südens nicht anerkenne) "the Missouri Synod feels called upon to push her home mission work in United Synod territory as if the United Synod did not exist." Freilich geben wir nicht zu, daß der ganze Süden der „Synode des Südens“ gehört; aber das Vorhandensein dieser Synode werden wir, wie in der Vergangenheit, so auch in der Zukunft nicht ignorieren. J. V.

Billy Sunday und der Lutheran Observer. Wie sehr das Luthertum der Generalsynode vom Sektentum durchtränkt ist, geht auch daraus hervor, daß der *Observer* nicht müde wird, Billy Sunday wiederholt überschweng-liches Lob zu spenden. Seite 563 bringt er wieder ein solches Eulogium aus Lima, O., nach welchem der P. Schwab mit seiner generalsynodistischen Gemeinde sechs Wochen lang sich eifrig beteiligt hat an dem dortigen revival Sundays und so seine 150 Glieder auf 275 vermehrt hat, von denen 229 sich Ostern am Abendmahl beteiligten. "Who will dare say", fährt der Berichterstatter aus Lima fort, "such a campaign is not of God? Who that loves God and the souls of the thousands of dying sinners would

hinder such a work as this? It must be of God or the devil — a house divided against itself cannot stand. If it is of God, how about some of our own beloved Lutheran churches, theological professors, ministers, etc., who resolute against it and, as the writer knows, will not even allow cottage prayer-meetings held in the homes of their people? Let the thousands of souls go to hell — keep hands off! Can the Lutheran Church afford to do this?" Eine ganze Anzahl solcher Berichte und Urteile hat bereits der *Observer* veröffentlicht, und zwar ohne ein Wort der Kritik. Die *Lutheran World* schrieb darum vom 12. April: "It is soon time that the *Observer* editor should rise up and say for himself whether or not he approves this business his contributors are advocating. We are opposed to the Billy Sunday methods, and are going to keep on saying so." Von den Predigten Billy Sundahs sagt dasselbe Blatt: "If any man can find in these dissertations any clear setting forth of what repentance is, what faith is, what forgiveness is, or salvation, or grace, we cannot discover any such thing." Über die Art und Weise Billy Sundahs berichtete vor etlichen Monaten die „Germania“: „Sundah kam per Extrazug nach Columbus, und in seiner Begleitung befanden sich 500 Kämpfen für die Mäzigkeit. Das Gastspiel, das er dann in der Memorial-Halle gab, stellt wohl alles in den Schatten, was selbst die Prohibitionisten je auf diesem Gebiete geleistet haben. Nach einer Schilderung des Clevelander „Wächter und Anzeiger“ nahm er, ehe er zu reden begann, Kragen und Krawatte vom Halse, zog Rock und Weste aus und warf sie unter den „Hohen Rat“ auf der Bühne, stülpte die Hemdärmel zurück und öffnete das Hemd, so daß die Brust bloß war. Mit leidenschaftlichen Gebärden rannte er über die Bühne, sprang in die Höhe, fiel auf das Gesicht nieder, sprang auf die Kanzel hinauf, lachte und weinte, schwang bald ein Sternenbanner, dann das Taschentuch. Und je leidenschaftlicher er sich aufführte, desto mehr wurde ihm zugejaucht. Als die Wurzel alles Übels stellte Sundah den Saloon hin. Leute, die für den Saloon stimmen, sind so gemein, daß ich sie nicht einmal“ . . . (Das Weiteres ist zu unfein für unsere Leser. D. Red.) Als Sunday seine Ansprache unter einem wahren Orkan des Beifalls geschlossen hatte, betraten mehrere Pastoren und Richter die Bühne und sezierten die Anklagen gegen den Saloon fort. Selbst unter lutherischen Pastoren zählt Sundah begeisterte Bewunderer. Ein solcher aus Waterloo, Iowa, nennt ihn „einen der hervorragendsten Kanzelredner des Tages“. Ein anderer schreibt: „Sunday ist der größte Prediger seiner Generation. Wenn man sich vorstellen will, was Pfingsten war, muß man an einer sechswöchigen Kampagne Sundahs teilnehmen.“

F. B.

Zum Andenken an die Salzburger. In der Jerusalemkirche zu Ebenezer, Ga., wurde am 21. April eine von den Colonial Dames gestiftete Tafel enthüllt mit folgender Inschrift: "To the Glory of God, in Memory of the Salzburger Lutherans Who Landed at Savannah March 12, 1734, and Built This Jerusalem Church as a House of Worship 1767—1769. Erected by the Georgia Society of Colonial Dames." Diese Jerusalemkirche soll im ganzen Staate Georgia das einzige öffentliche und überhaupt das einzige unveränderte Gebäude aus der Kolonialzeit sein. Daher die Stiftung der Colonial Dames.

F. B.

Religiöse Zustände auf den Philippinen. Das katholische Blatt *The Tablet* schreibt: „Das Inselreich ist immer noch in einem traurigen Zustand

wegen Mangels an Priestern. Nur etwa 1100 Priester sind vorhanden für die sieben Millionen katholischer Einwohner, und Hunderte von Pfarreien sind schon jahrelang vakant. Auf der andern Seite strömen jedoch Agenten der amerikanischen Methodisten in das Land und arbeiten mit Eifer und nicht ohne Erfolg. Viele waren unter dem Eindruck und sind es vielleicht noch, daß die Kirche auf den Philippinen ungeheuer reich sei. Gerade das Gegenteil ist der Fall. Das Inselreich ist arm, arm an Priestern, an Kirchen, an katholischen Schulen, und das Leben der Bischöfe und der Priester ist ein Leben endloser Mühen und Angste.“ Warum hat aber der Papst nicht dafür gesorgt, daß die vielen Millionen Dollars, die Roosevelt und Taft den Mönchen für ihr Land verschafft haben (dreimal so viel, als das Land wert sein soll), auf den Philippinen geblieben sind? J. B.

Kritik der Missionskonferenz in Edinburgh. Der „Apologete“ schreibt: „Bei aller Anerkennung der erfreulichen Resultate der Welt-Missionskonferenz in Edinburgh, besonders der darin zum Ausdruck gekommenen Einigkeit des Geistes unter den verschiedenen dort vertretenen Zweigen der evangelischen Christenheit, ließen sich schon von vornherein einige Stimmen des ernsten Mißfalls darüber vernehmen, daß die evangelische Mission in päpstlichen Ländern von jedweder Vertretung oder auch nur Erwähnung ausgeschlossen wurde. Dieses Nachgeben erregte nicht wenig Unzufriedenheit unter den amerikanischen evangelischen Benennungen, und die letzteren fügten sich darein nur, weil es hieß, daß die englische Staatskirche ihre Beteiligung an der Konferenz zurückziehen würde, wenn man auf einer Vertretung solcher Missionen bestehen würde. Es ist aber kaum anzunehmen, daß die romanisierende Tendenz in der englischen Staatskirche bei der nächsten Welt-Missionskonferenz eine ähnliche Verücksichtigung finden wird. Das heißt mit andern Worten, die Grenzlinie zwischen dem Papsttum und dem evangelischen Christentum ist zu scharf, und die Differenzen zwischen denselben sind zu wesentlich, als daß es zu einer zweiten Welt-Missionskonferenz kommen könnte, in welcher dieselben wieder gänzlich ignoriert und verschwiegen würden. Eine solche tatsächliche Verleugnung des Wesens des evangelischen Protestantismus wäre ein zu teurer Preis für eine solche angebliche Allianz der Missionskräfte der heutigen evangelischen Christenheit. Wir zweifeln sehr, ob unsere Kirche an einer solchen Konferenz sich zum zweiten Male beteiligen würde. Daß diese Gesinnung betreffs der Edinburgher Konferenz sich seither nur noch verschärft hat, erhellt aus einem Artikel in dem Märzheft der von der „Bibelliga von Nordamerika“ in New York herausgegebenen Monatsschrift: *The Bible Student and Teacher*. In diesem wird eine dreifache Kritik an der jüngst gehaltenen Missionskonferenz in Edinburgh geübt, wie folgt: 1. Die dort zum Ausdruck gekommene Anerkennung Roms als einer Schwesterkirche anstatt als einer von dem lauteren Evangelium abgewichenen Kirche, als eines Freindes anstatt als eines Feindes der evangelischen Wahrheit und als eines echten Zweiges der christlichen Kirche anstatt als einer Verkörperung des Antichristen. Es war ein Stück jesuitischer Schläue, als die evangelischen Missionen in päpstlichen Ländern aus dem Programm der Verhandlungen gestrichen und dasselbe auf „nicht-christliche Völker“ beschränkt wurde. 2. Das bei dieser Konferenz gemachte Kompromiß mit der zerstückelnden und zerstörenden Bibelkritik. Schon im Frühherbst griff die *Missionary Review* die Missionskonferenz in folgender Weise an: Viele

Missionare haben der Konferenz ihre Überzeugungen und ihre Erfahrungen in bezug auf die furchtbare, zerstörende Wirkung der höheren Kritik unter den Heiden auf ihren Missionsfeldern unterbreitet. Aber zu ihrem Erstaunen und ihrer starken Entrüstung fanden ihre Briefe keine Beachtung, während diejenigen, welche die Ansichten der modernen (liberalen) Richtung vertreten, in dem gedruckten Bericht der Kommission bereitwillige Aufnahme fanden. Trotz der reichhaltigen Beweise von dem schrecklichen Unheil, welches die höhere Kritik auf dem auswärtigen Missionsfeld angestiftet hatte, welche Beweise in dem Besitz der Kommission waren, schreibt Rev. T. Wright nach einer sorgfältigen Prüfung des gedruckten Berichts der Konferenz: „Wir suchen vergeblich nach einem Wort des Protestes seitens der Konferenz gegen die Bibelkritik, welche solche Verstörung angerichtet hat.“ 3. Das Verschweigen bei dieser Konferenz von dem Dasein und dem Werk des Satans. Ein Missionar äußert seine Gefühle über diese Schwäche der Konferenz in einem Artikel in dem *Bombay Guardian*, wie folgt: „Wir schreiben diese Zeilen in der tiefen Überzeugung, daß kein großer Fortschritt gegen die Mächte des Heidentums zu verzeichnen sein wird, bis dessen satanischer Ursprung und Anregung klarer erfaßt werden. Dr. Mabie hat sehr treffend gesagt: Man vergesse niemals, daß der zu erringende Kampf nicht ein bloßer Kampf zwischen nebeneinanderlaufenden Religionsystemen ist, sondern es ist ein Kampf zwischen dem Reiche Jesu Christi, des Herrn der Herrlichkeit, und dem Reich des Satans, des Erfeindes Christi. Es ist einer der größten Siege Satans in der Gegenwart, daß er es dahin gebracht hat, daß man ihn ganz ignoriert. Ja, bei der jüngsten Welt-Missionskonferenz hat einer der Redner sich erkämpft, die Konferenz darüber zu beglückwünschen, daß der Glaube an Satan und an böse Geister, welcher einst ein so prominentes Merkmal der christlichen Religion war, heute nun glücklicherweise fast ganz verschwunden sei. Man kann sich leicht vorstellen, wie eine solche Rede in der unteren Welt aufgenommen worden sein mag, sicherlich nicht mit Schrecken! Eine solche selbstgefällige und leichtfertige Beseitigung des Daseins und der Macht des Satans ist aber weder in der klaren Lehre der Schrift begründet, noch wird sie durch die nicht minder klaren Tatsachen in der heutigen Heidenwelt gerechtfertigt.“ „Ähnliche Kritiken sind im *Evangelical Christian and Missionary Witness* von Toronto und andern protestantischen Blättern in Kanada und den Vereinigten Staaten erschienen.“

F. B.

II. Ausland.

Wie die Breslauer nicht mehr einmütig festhalten an der Lehre von der Verbalinspiration und Irrtumslosigkeit der Schrift, so ist auch ihre Stellung zu den Symbolen eine gebrochene. Auf der letzten Tagung des Lutherischen Bundes hielt Seminardirektor Lic. D. Stier einen Vortrag über den „unlöslichen Zusammenhang zwischen Kirche und Bekennnis“, der jetzt auch in Sonderdruck erschienen ist. In demselben steht S. 36 zu lesen: „Kirchlich verbindlich ist, was unter das credo, bzw. credimus, confitemur und unter das damnant, bzw. damnamus fällt. Das heißt also: Kirchlich verbindlich ist, was einerseits unmittelbar und direkt den lutherischen Glauben zum Ausdruck bringt, und was andererseits ebenso unmittelbar und direkt den unlutherischen Irrglauben, Überglauben und Unglauben abweist.“ „Ist dem nun so, ... so ist damit implicite abgelehnt, daß irgend etwas, was

diese Substanz begleitet, irgendein Alzidens dieser Substanz in diese Verbindlichkeit hinüber- und aufgenommen zu werden vermag.“ Das ist dieselbe Lehre, die D. Walther an der Breslauhnoden bekämpfte. Auch seine falsche Stellung zur Schrift bringt D. Stier in diesem Vortrag wieder zum Ausdruck. Die „E. L. F.“ schreibt: „Der Vortrag sagt schon bei der 9. These den Theologen der Bekenntnisschriften eine atomistische Schriftauffassung und Schriftverwertung nach, soll heißen: Die Bekenntnisschriften versteifen sich auf die einzelnen Schriftaussagen. Das mijbilligt er also. Und so heißt es dann bei der 10. These, bei der auch die ‚Mängel‘ des Bekenntnisses behandelt werden: ‚Eine Lehraufstellung über die Inspiration in bekenntnismäßiger Weise scheint ferner kaum umgangen werden zu können. Unsere Bekenntnisse bieten hier nur die traditionelle Verwertung der Heiligen Schrift und kaum mehr, jedenfalls keine direkte und unmittelbare Bekenntnisaussage über die Heilige Schrift als solche und über ihr Verhältnis zu Gottes Wort.‘ (S. 38.) Hier wird offenbar die Wahrheit gelehrt, daß die ganze Heilige Schrift das Wort Gottes ist, die wörtliche Inspiration. Es ist eine Aussage von der alten Theologie des ‚Es steht geschrieben‘, durch das die Väter mit dem Formalprinzip der Theologie Ernst machten.“ Dem letzten preußischen Gesetze gemäß trägt die Breslauhnoden offiziell nach außen hin das Attribut „evangelisch-altlutherisch“. Die Stellung der Breslauer und des Lutherischen Bundes zur Schrift und zum Symbol ist aber weder lutherisch noch altlutherisch, sondern modern. F. B.

Präsident D. von Bezzel hat für die Verpflichtung der bayerischen Kandidaten folgenden Wortlaut vorgeschrieben und verordnet: „Ich, N. N., verspreche, daß ich in den mir übertragenen oder von mir übernommenen Predigten, Unterrichtsstunden und sonstigen mir zustehenden Funktionen, welcher Art sie seien, sorgfältig die geoffenbarte Lehre des heiligen Evangeliums nach dem Bekenntnis unserer evangelisch-lutherischen Kirche rein und lauter verbündigen, in keinem Stück mit Wissen von ihr abweichen, geschweige ihr widersprechen, oder durch unsichere und zweifelhafte Lehren, die dem Bekenntnis meiner Kirche nicht gemäß sind, Anstoß geben will. Dabei will ich nichts unterlassen, um mich in der Erkenntnis der schriftmäßigen Wahrheit und in dem Bekenntnis meiner Kirche immer tiefer zu begründen und zu voller Glaubensgewissheit darüber zu gelangen, wonach ich mit Wort und Tat in meinem Studium und meinem Wandel eifrig zu trachten mich hiermit ausdrücklich und mit Namensunterschrift verpflichte.“ Wie Kandidaten, die gesinnt sind wie Geher und Rittelmeyer, dies unterschreiben können, ist unerfindlich. Und doch soll gerade auch in Bayern das heranwachsende Theologengeschlecht dem Liberalismus geneigt sein. F. B.

Drei deutsche evangelische Missionsgesellschaften feiern in diesem Jahre ihr 75jähriges Jubiläum, nämlich die Norddeutsche, die Leipziger und die Goßnerische Mission, die sämtlich 1836 gegründet worden sind. Die Norddeutsche Missionsgesellschaft zählte nach dem letzten Jahresberichte 8 Haupt- und 143 Nebenstationen, 7635 Christen und 5627 Schüler; die Leipziger in Indien 40 Hauptstationen und 21,604 Gemeindeglieder sowie in Afrika 14 Stationen und 1169 Gemeindeglieder; die Goßnerische Mission 77,275 Gemeindeglieder und circa 18,000 Taufbewerber, aber leider nur 47 Missionare und 34 eingeborene Pastoren. Alle drei Missionsgesellschaften sind in ihre Jubiläumsjahre mit einem zum Teil recht bedeutenden Defizit eingetreten. Der Norddeutschen Missionsgesellschaft hat der Bremer Senat

„in voller Anerkennung ihrer erfolgreichen Bestrebungen, die ebenso sehr im Colonialen wie im kirchlichen Interesse liegen“, zu ihrem Ehrentage eine Jubiläumsgabe von 2000 Mark bewilligt. An Stelle des heimgegangenen D. Hölscher ist Ihmels zum stellvertretenden Vorsitzenden des Kollegiums der Leipziger Mission, dem er schon seit Jahren angehörte, gewählt worden.

Die Leipziger Mission, die am 17. August ihr 75jähriges Jubiläum feiert, hatte von dem letzten 1837 verstorbenen Hallenser Missionar Cämmerer in Indien 1400 Christen auf 2 Stationen, Trankebar und Poreiar, übernommen. Nach einem Vierteljahrhundert hatte sie auf 9 Stationen 4800 Christen in der Pflege von 9 Missionaren und 2 Landpredigern. Nach einem halben Jahrhundert zählte man auf 21 Stationen 13,700 Christen bei 25 europäischen Missionsarbeitern und 11 Landpredigern; 3300 Schüler besuchten die Schulen. Heute sind es 54 europäische Missionsarbeiter und -arbeiterinnen, 28 eingeborene Pastoren, 40 Stationen, 21,900 Gemeindeglieder und 11,700 Schulkinder — allein 3000 Mädchen. Die Gaben für Indien sind von 233,000 Mark vor 25 Jahren auf 436,000 Mark heute gestiegen. Dazu kommt noch Afrika. 1886, im Jubiläumsjahre, hatte die indische Synode sich für eine Arbeit in Afrika ausgesprochen. Nach 7 Jahren wurde sie in Angriff genommen, und sie war auch in dem harten Umlama nicht vergeblich. 1800 Christen und fast 300 Katechumenen werden von 41 europäischen Missionsarbeitern dem Lichte entgegengeführt, und in neuerer Zeit mehren sich die Meldungen zur Taufe über alles Erwarten. Jetzt bringt die afrikanische Missionskonferenz unter Vorsitz des dort weilenden Visitators, Missionsinspektors Weishaupt, ihren Jubiläumsdank dar durch den am 25. Februar d. J. einstimmig gefassten Beschluss, „dass sie jetzt den Zeitpunkt für die Besetzung eines neuen Missionsgebietes für gekommen halte und dass sie bereit sei, dafür zwei Missionare und einen Missionshandwerker zur Verfügung zu stellen“. So soll Irak als drittes Missionsgebiet in Angriff genommen werden, wohin schon 1909 eine Erfundigungsexpedition unternommen worden war. Die Missionsleitung rechnet auf die Teilnahme ihrer lutherischen Missionsgemeinde. Leider hat sich der seit 1891 in großem Segen wirkende Missionsdirektor D. von Schwarz auf ärztlichen Rat veranlaßt gesehen, seine Stellung dranzugeben und in ein Pfarramt seiner Heimat Braunschweig zurückzukehren. Die Einnahmen betrugen 1910 rund 647,000, die Ausgaben 648,000 Mark.

Die Rheinische Mission hat im letzten Jahre auf ihren verschiedenen Missionsgebieten nicht weniger als 10,523 Heiden und 5680 Christenkinder taufen dürfen. Am Anfang des Jahres betrug die Zahl ihrer sämtlichen Heidentchristen 158,621 gegen 144,929 im Vorjahr. In Sumatra sind 7421 Heiden getauft (gegen 3600 im Vorjahr), im Hererolande 1610 (gegen 736 im Vorjahr). Dazu betrug die Zahl der Taufbewerber Anfang dieses Jahres 19,642 (gegen 13,119 im Vorjahr), und zwar allein in Sumatra 11,240. Neben 203 europäischen Arbeitskräften (darunter 24 Missionsschwestern) standen zu Anfang dieses Jahres 1010 besoldete eingeborene Kräfte (darunter 31 ordinierte) im Dienste der Rheinischen Mission.

Hauptpastor Heydorn in Burg auf Fehmarn, dessen radikaler Unglaube in „Lehre und Wehre“ bereits charakterisiert worden ist, hat auf die ihm gewordene Zurechtweisung seitens des Schleswig-Holsteinschen Konsistoriums nicht nur Beschwerde beim Minister eingelegt und in derselben behauptet, dass seine Behandlung durch das Konsistorium „unsachlich“ und „untwürdig“

sei, sondern auch eine öffentliche Erklärung gegen die ihm vorgesetzte Behörde erlassen, die deutlich zeigt, wie groß die Verwirrung der einfachsten Begriffe bei diesem Manne ist, und daß solchen Leuten gegenüber Milde nicht mehr am Platze ist. Die in verschiedenen politischen Zeitungen veröffentlichte Erklärung lautet: „Das Königliche Konsistorium hat gesprochen. Soweit sein Erlaß mich persönlich betrifft, verbietet es mir meine Bürde, auch nur ein Wort dazu zu sagen. Aber die Eröffnung beschränkt sich nicht auf die Feststellung meiner persönlichen Unreife und Unfähigkeit, sondern sie verurteilt mit der Erklärung, daß meine in Leben und Licht enthaltenen Gedanken dem Evangelium widersprechen, zugleich die Christlichkeit der Taufende, die sich von mir in Stiel, in Breslau und in Burg zu einer neuen Erfassung des Evangeliums haben leiten lassen; sie stempelt diese Taufende, die zu den treuesten und aufrichtigsten Gliedern der Kirche gehören, zu Gliedern zweiten Grades, zu nur geduldeten Gliedern. Die Verwirrung und Bekümmерung, die dadurch hervorgerufen ist, fordert von mir, dem Verursacher, daß ich öffentlich Zeugnis ablege davon, daß das reine Evangelium, wie außer mir eine stets wachsende Zahl von Geistlichen es vertritt und eine stets wachsende Zahl von Laien es als ihren Ankergrund und Lebensquell erfährt, durch keinerlei behördliche Worte und Taten getötet werden kann. Nur eine größere und edlere Frömmigkeit vermöchte es zu überwinden. Aber es gibt keine größere und edlere Frömmigkeit als die Jesu Christi, eben die, die wir als seine Nachfolger uns aneignen müssen. Darum müssen wir alle fest und treu bleiben, uns nicht irremachen lassen. Wir sind nicht Glieder der katholischen Kirche, die ein „unfehlbares Lehramt“ besitzt, auch nicht Glieder irgendeiner Sekte, die mit irgendetinem formulierten Lehrbekenntnisse steht und fällt, sondern wir sind Glieder der evangelischen Kirche. In der evangelischen Kirche aber darf nie und nimmer gefragt werden: Hältst du dies für wahr, hältst du das für wahr? sondern darf nur gefragt werden: Ist dein Gesinntheit und dein Handeln von der Art Jesu? Dieses Gesinntheit und Handeln allein entscheidet über die Berechtigung des Ehrennamens ‚evangelischer Christ‘, und dieses Gesinntheit und Handeln immer von neuem klarzustellen und zu pflegen, ist die Hauptaufgabe des evangelischen Geistlichen. Darum nicht irremachen lassen und nicht müde werden in diesem Werke! Nicht streiten wollen wir, wo es sich um evangelische Frömmigkeit handelt, weder mit der Feder noch mit dem Schwerte. Und doch ist es ein Kampf, ein edler Wettkampf der Frömmigkeit, ein Kampf, in dem der Sieg dem zufällt, in dem am meisten heiliger Geist ist.“ Hehdorn vertritt das sogenannte „undogmatische Christentum“, das aber ebensowenig vorhanden und möglich ist wie ein rundes Dreieck. Selbst die sozialdemokratische „Schleswig-Holsteinsche Volkszeitung“ urteilt: „Ein Mann, der“ (wie Hehdorn) „alle Glaubenssätze der christlichen Religion für ganz nebenfächlich und unbeträchtlich erklärt und den Nachdruck allein auf das ‚Gesinntheit und Handeln von der Art Jesu‘ legt — ein solcher Mann hat unsers Erachtens nichts mehr in der offiziellen modernen Staatskirche zu suchen und sollte auch, anstatt sich von dem Hochwürdigen Konsistorium wie ein Schuljunge abkanzeln zu lassen, mutig und mannhaft die Konsequenzen aus seiner Überzeugung ziehen und den frumben Herren den ganzen Kram vor die Füße werfen.“ Denselben Rat hat ihm D. Wohlenberg gegeben. Hehdorn aber erwidert: „Nein, ich versehe mein Amt nicht als von Konsistoriums Gnaden, sondern als von Gottes Gnaden und weiß fürwahr, daß

mein Predigtamt der göttlichen Majestät wohlgefalle.“ So wird Liberalismus zum fanatischen Enthusiasmus!

F. B.

Die liberale „Leipziger Lehrerzeitung“ schreibt: „Wir wissen ganz genau, was wir wollen. Es gilt, unser deutsches Volk von der Macht Roms und Wittenbergs zu befreien; es gilt, ein neues Geschlecht heranzubilden, das nicht mehr in den Maschen der Priestergesetze gefangen gehalten, sondern hin zu dem von Menschenfakungen ungetrübten Evangelium Christi geführt wird; es gilt, den Bund (1) zwischen der Hierarchie Roms und Wittenbergs zu zersprengen und ein deutsches Christentum zu schaffen. . . . Unsere Kämpfen vom Evangelischen Bund und Schulverein werden weiter mit papiernen Waffen gegen Rom fechten, gegen uns aber alle ihre politische Macht ausspielen. Es wird und muß aber die Zeit kommen . . . , wo das ganze Volk zur Erkenntnis kommen wird, daß die konfessionelle Trennung des deutschen Volkes aufhören muß. Zuvor aber müssen Rom und Wittenberg ausgeschaltet werden.“ Das ist eine Sprache, die an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig läßt. Früher wurde auch von den liberalen Lehrern Sachsen meist nur betont, daß sie aus formalen Gründen gegen den Gebrauch des lutherischen Katechismus in den Schulen seien. Seitdem ihnen aber durch den „Roten Katechismus“ die Maske vom Gesicht gerissen ist, erklären sie offen: „Der inhaltliche Bestandteil des kirchlichen Bekennnisses ist für die Kinder ein Dogma, das sie nicht verstehen, weil ihnen die Lebenserfahrungen abgehen. Das ist fast ohne Ausnahme mit dem gesamten Inhalte des kirchlichen Bekennnisses der Fall. Darum lehnen wir Lehrer nicht bloß die Form, sondern auch den Inhalt des kirchlichen Bekennnisses für den Religionsunterricht in der Volksschule ab.“ Schwindel ist es auch mit dem Argument der Liberalen, daß Schulkinder die nötigen Lebenserfahrungen abgehen, um den Katechismus zu verstehen. Die ganze Theologie dreht sich um die beiden Pole: Sünde und Gnade. Und wer weiß, was Sünde ist, dem ist auch klarzumachen, was Gnade ist. Jedem normalen Schulkind aber kann aus eigener, reicher Erfahrung gezeigt werden, was Sünde ist. Nur Gedankenlosigkeit oder Verhärtung gegen die einfachsten Tatsachen der Erfahrung kann das leugnen.

F. B.

Die Bemühungen der „Positiven“ in Elsaß-Lothringen, die dahin gerichtet waren, einen Professor ihrer „Richtung“ an die Straßburger Universität zu bekommen, sind abermals umsonst gewesen. Auf den Lehrstuhl für Neues Testament ist nicht der von ihnen gewünschte Prof. Häufzleiter (Greifswald) berufen worden, sondern Prof. Erich Klostermann aus Kiel, der Sohn des bekannten dortigen Alttestamentlers. Er wird als „stark modern kritisch gerichtet“ bezeichnet. 74 evangelische Pfarrer und 191 Kirchenräte in Elsaß-Lothringen haben, wie eine Zeitungsantwort beichtet, Stellung genommen zum Falle Fatho. Sie haben der evangelischen Gemeinde in Köln ihre lebhafte Teilnahme wegen der Bedrohung durch das Spruchkollegium ausgedrückt und der Genugtuung Ausdruck gegeben darüber, daß für Elsaß-Lothringen eine solche Gefahr nicht besteht. In der Elsaß-Lothringischen Landeskirche können die reißenden Wölfe noch ungefährter als in Preußen wüten und morden. Darüber empfinden diese Pfarrer und Kirchenräte Genugtuung! Die beiden „evangelischen“ Kirchen Elsaß-Lothringens haben zusammen knapp 250 Pfarreien.

(E. L. F.)

Der bayerische Prinzregent und die Kniebeugungsordner. Die „E. R. Z.“ schreibt: „Bei Gelegenheit seines 90. Geburtstages sei auch einer ritterlichen

Tat des bairischen Prinzregenten gedacht, die einst in schwerer Zeit, als das ultramontane Ministerium Abel regierte, den bairischen Protestanten in böser Bedrängnis und härtestem Gewissensdruck Hilfe brachte. Die berüchtigte Kniebeugungsorder, die auch evangelische Soldaten zwang, ihr Knie auf Kommando vor dem ‚Allerheiligsten‘ der römisch-katholischen Kirche zu beugen, hatte unter den Protestantten die größte Erregung hervorgerufen; aber alle Versuche, sie auf gesetzlichem Wege zu beseitigen, prallten an der unduldsamen und gewalttätigen Gesinnung des Jesuitenministeriums Abel ab. Selbst die verbrieften Rechte der 1844 zu Bayreuth und Ansbach tagenden Generalsynoden wurden mit Füßen getreten. Die Beratung der 97 gegen die Kniebeugungsorder eingelaufenen Petitionen wurde verboten, und eine Immediateingabe der Synoden an den König wurde abgewiesen. Als die Angelegenheit in der Staatsratssitzung vom 26. Februar 1845 zur Sprache kam, stellte ein katholischer Staatsrat sogar den Antrag, der König möchte den Synoden öffentlich sein Mißfallen aussprechen, und Abel stimmte zu, während selbst die protestantischen Staatsräte schwiegen. Da war es, wie eine Münchener Korrespondenz vom 4. März 1845 mitteilte, der jüngste der Anwesenden, der in seinem 24. Lebensjahr stehende Prinz Luitpold, der mit inniger Wärme seine Stimme zugunsten der Bedrängten erhob. ‚Er setzte in klarer und lebendiger Rede auseinander, wie er in der Adresse der Ansbacher Synode keine Spur von Aufreizung zu erkennen vermöge und überhaupt nichts erblicken könne als eine ehrfurchtsvolle Darlegung der unter den Protestantten bestehenden Beschwerden und Befürchtungen, die gründlich gehoben werden müßten, wenn nicht die Eintracht, der Friede und die Kraft des Staates darunter leiden sollen.‘ Diese Worte machten tiefen Eindruck; Kronprinz Max schloß sich ihnen an, und König Ludwig I. wurde an dem Ministerium Abel irre. Am 12. Dezember 1845 wurde die Kniebeugungsorder aufgehoben. Die bairischen und mit ihnen die deutschen Protestantten haben dieses manhaftes Eintreten des Prinzregenten für die Gewissensfreiheit nie vergessen. Mit Recht schreibt man der ‚Augsb. Abendzg.‘ (No. 73) aus protestantischen Kreisen: ‚Wir Protestantten wissen uns in diesem Danfe eins mit allen jenen Volksgenossen unsers engeren und weiteren Vaterlandes, welche — ohne Unterschied der Konfession — in Erhaltung der durch die Staatsverfassung garantierten Gewissensfreiheit aller und in der gegenseitigen aufrichtigen Toleranz eine der höchsten Garantien für die Wohlfahrt eines Volkes erblicken.‘ Konsequenter Papist war hier aber nicht Prinz Luitpold, sondern der ultramontane Abel.

F. B.

Fronleichnamsprozessionen. Mit dem vorigen Jahr hat das Zentrum ein Stück seines allrömische Ziele verfolgenden, sogenannten „Toleranzantrages“, die Auslieferung der Strafe für Fronleichnamsprozessionen, auch in ganz protestantischen Städten, in Bayern einzuführen begonnen. Eine sehr „weitherzige“ Auslegung der bestehenden Bestimmungen durch die bairische Regierung hat diesen Sieg des ultramontanen „Toleranzgedankens“ ermöglicht. Die Protestantten haben sich nunmehr mehrlos eine Prozession gefallen zu lassen, die nach dem kirchlichen, jedem Katholiken heiligen Dogma, wie es das Tridentinum festlegt, eine Demütigung der Nezer vor der ecclesia triumphans bedeutet. Und nicht genug damit, seit dem Urteil, das im vorigen Jahr in Augsburg über einen Bürger wegen groben Unfugs gefällt wurde, weil er durch Nichtgrüßen einer Prozession Ärgernis gegeben habe, sind die Protestantten und andersdenkende Katholiken unter Umständen in ihren ele-

mentaristen staatsbürgerschen Rechten bedroht. Das heißt moderne Religions- und Gewissensfreiheit im 20. Jahrhundert. Daß es sich tatsächlich um ein aggressives Vorgehen des Ultramontanismus handelt, vor dem der Staat der Wittelsbacher zurückweicht, nicht aber um wahre Toleranz, die entgegenstehende verbürgte Rechte der andern Konfession schont, kann man aus einer Eingabe ersehen, die die protestantischen Kirchenvorstände von Ansbach, wo ebenfalls in diesem Jahre eine öffentliche Fronleichnamsprozession stattfinden soll, an den dortigen Magistrat gerichtet haben. Sie fragt an, ob die „Allerhöchste Entschließung“ vom 7. März 1807, die bei Gründung der katholischen Pfarrei in Ansbach erfolgte und in § 9 „Prozessionen außer der Pfarrkirche ausdrücklich untersagt“, noch in Geltung ist. Die Duldsamkeit gerade jener Zeit um die Wende des 18. zum 19. Jahrhundert kann schlechterdings nicht bestritten werden. Auch war es eine katholische Regierung, die vor hundert Jahren so verfügte. Heute heißt Bayern ein paritätischer Staat, und wenn man nun auch meinen sollte, daß die Rechte der großen protestantischen Minderheit jetzt erst recht geschützt wären, so herrscht eben das Zentrum in Bayern, und die Ansbacher Evangelischen werden keine andere Antwort erhalten als die von Erlangen und Bayreuth.

(E. K. B.)

Fronleichnamsprozessionen in Bayern. Die „A. E. L. A.“ schreibt: „In Bad Kissingen, das ein Weltbad ist, und unter dessen Kurgästen mindestens die Hälfte evangelisch ist, kam im vorigen Jahre die Fronleichnamsprozession an einigen Protestanten vorbei, die von ihr gar nichts wußten. Als diese sich passiv verhielten, sagte der amtierende Geistliche zu den Schülern: ‚Sagen Sie doch den rohen Menschen, daß sie den Hut abnehmen!‘ Die Betroffenen, die den Gruß verweigerten, wandten sich darauf am 1. Juni mit einer Beschwerde an das Finanzministerium als die oberste Badebehörde. Von dort kam am 30. Juli der Bescheid, das Königliche Staatsministerium der Finanzen sei nicht zuständig, sich mit der Angelegenheit zu befassen. Diese Antwort wurde nun mit einer Abschrift der Beschwerde an den Ministerpräsidenten von Podewils gesandt, um sie der zuständigen Behörde zu überweisen. Erst am 24. Oktober traf von dort der Bescheid ein, welcher lautete: ‚Auf Ihre Vorstellung habe ich Ew. Hochwohlgeboren im Auftrage Sr. Exzellenz zu eröffnen, daß Ihre Beschwerde dem zuständigen bischöflichen Ordinariat in Würzburg zugeleitet worden ist. Dieses hat sein Bedauern über den geschilderten Vorgang und die durch denselben veranlaßte scharfe Äußerung des katholischen Pfarrers von Bad Kissingen ausgedrückt.‘ Man beachte den Wortlaut der Würzburger Entscheidung! Die ‚Gothaische Zeitung‘, welche in einem an herborragender Stelle befindlichen Artikel über den Vorfall berichtet, hat denn auch das Bedauern des Ordinariats darauf bezogen, daß jene Protestanten die Prozession nicht begrüßt haben, und fügt daran kritische Bemerkungen über das Verhalten der bayerischen Regierung. Wir unsererseits sind der Meinung, daß Protestanten um des lieben Friedens willen entweder solchen Prozessionen aus dem Wege gehen oder aber, wo sich dies nicht beverkstelligen läßt, aus Achtung vor den religiösen Gefühlen der Andersgläubigen den Gruß nicht verweigern sollten; wir wollen aber den vorliegenden Fall nicht verschweigen, weil er ein neuer Beitrag zu der Geschichte der Unannehmlichkeiten ist, die sich für uns Protestanten in Bayern an die immer arroganter werdenden katholischen Prozessionen anknüpfen. In dasselbe Kapitel gehört, was die ‚Leipziger Neuesten Nach-

richten' über den militärischen Prozessionszwang in Bayern schreiben. Danach müssen nicht nur protestantische Offiziere im Gefolge des königlichen Hofes sich an der Prozession beteiligen, sondern es werden auch protestantische Mannschaften zur Spalierbildung kommandiert und müssen selbstverständlich die Ehrenbezeigung vor dem katholischen Sanktissimum mitmachen. Das Leipziger Blatt spricht die Vermutung aus, daß das protestantische Oberkonsistorium bei der gegenwärtigen Lage der Dinge sich kaum über jenen Zwang beschweren werde. Trifft dies zu?" Es ist charakteristisch für den Mangel an Zeugenmut der Lutheraner in Bayern, daß die „A. E. L. R.“ rät: aus Achtung vor den religiösen Gefühlen der Andersgläubigen dem katholischen Sanktissimum den Kreuz nicht zu verweigern, mit andern Worten: Menschen zu Gefallen den römischen Götzendienst quasi zu billigen und mitzumachen.

J. B.

Die angekündigte päpstliche Enzyklika wider die portugiesische Regierung ist nunmehr erschienen. In derselben heißt es, der Papst habe lange geschwiegen, dürfe nun aber nicht mehr länger schweigen, da das Trennungsgesetz den Abfall von Gott verkündige und mit der katholischen Religion breche, zu der sich fast die Gesamtheit der Bürger bekenne. Das Gesetz sei ein Raubgesetz gegen die katholische Kirche, was die materiellen Güter angeht, und ein Gesetz thranischer Unterdrückung auf geistlichem Gebiete. Die kirchliche Hierarchie sei vollständig ausgeschlossen von jedem Einfluß auf die Organisation des Kultus, mit der man Wohltätigkeitsvereine beauftrage. Andererseits rufe das Gesetz Korruption des Clerus und Empörung gegen die rechtmäßigen Oberen hervor, indem es den Priestern, die von den kirchlichen Behörden dispensiert worden sind oder sich verheiratet haben, sowie ihren Witwen und Kindern Vergünstigungen gewährt und die portugiesische Kirche von der Verbindung mit Rom zu lösen bestrebt sei. Infolgedessen erklärt der Papst jenes Trennungsgesetz für null und nichtig und ermahnt den portugiesischen Episkopat und Clerus, die Verbindung mit dem Heiligen Stuhle zu wahren.

(E. R. B.)

Hat Walther widerrufen? In den „Theologischen Zeitblättern“ der Ohioehnode, Juli 1911, findet sich der erste Teil eines „Nachlasses des sel. D. Allwardt“. Am Schluß desselben, S. 317, lesen wir folgendes: „Da übrigens die Heilige Schrift nicht allein von schweren Sündenfällen der Heiligen, sondern auch von der aufrichtigen Buße derselben erzählt, so sei hier auch noch folgendes erwähnt: Ich erfuhr schon vor mehr als zwanzig Jahren aus zuverlässiger Quelle, daß D. W. während seiner letzten langen Krankheit zweimal widerrufen wollte, daß aber sein Seelsorger, der jetzige D. Stöckhardt, das verhindert habe. Vor drei Jahren hörte ich wieder fast zu gleicher Zeit von zwei verschiedenen Seiten, daß D. Walther schwere Anfechtungen erlitten habe, daß kein Zuspruch noch Trost in seiner Seele haftete, daher sein alter Freund, Prof. Crämer von Springfield, hingerufen wurde, der aber auch nichts ausrichten konnte und später zum zweiten Male hinabreiste; daß D. W. zweimal sagte: ‚Crämer, ich muß widerrufen.‘ Das alles kann ich nun freilich nicht beeweisen; ich halte es aber für wahr, da ich es für undenkbar halte, daß ein Mann wie D. W. mit solchen groben Versündigungen auf dem Gewissen ruhig sterben könnte; auch weiß ich bestimmt,

daß ähnliche Gerüchte unter missourischen Pastoren in Umlauf waren, und es bestärkt mich hierin noch ein Brief, dessen ich mich erinnere, in welchem D. Stöckhardt der gerade tagenden Synode das Ableben D. W.s mitteilte, und der im „Lutheraner“ veröffentlicht wurde. Endlich glaube ich die Sache um so lieber, weil ich so hoffen darf, daß D. Walther selig gestorben ist; das müßte ich sonst für unmöglich halten, weil die Schrift sagt: Gott bringt die Lügner um. Trotz alledem aber würde ich hiervon nichts vor die Öffentlichkeit bringen, wenn nicht D. Stöckhardt noch am Leben wäre, der ja um alles am besten Bescheid wissen muß und nur sagen darf: Es ist nichts dran! Ich kann zwar nicht erwarten, daß er den ganzen Sachverhalt darlegen werde, trauie ihm aber auch nicht zu, daß er kurzweg alles ableugnen werde, wenn die Sachen sich so verhalten, wie ich berichtet bin.“ Der Unterzeichnete hat hierauf folgendes zu erwiedern. Es ist ein eigen Ding, daß hier Mitteilungen veröffentlicht werden, von denen der Autor, D. Allwardt, selbst eingestehst, daß er sie nicht beweisen könne. Hätte D. Stellhorn, der dies berichtet, nicht vor der Veröffentlichung nähere Erkundigungen einziehen oder überhaupt über Dinge, für die er keine Beweise in Händen hat, schwiegen sollen? Was die Sache selbst betrifft, so verweise ich auf das, was nicht nur von mir in dem oben erwähnten Brief an die Synode, sondern auch von dem damaligen Herausgeber des „Lutheraner“ über D. Walthers letzte Krankheit und sein seliges Ende berichtet worden ist. Vgl. Lutheraner 1887, S. 87. 88. Wenn ich in jenem Briefe den Ausdruck „düster“ gebrauchte, so dachte ich besonders an die Depression der Leibes- und Seelenkräfte, welche Walthers schwere Krankheit, die Nervenschwindsucht, im Gefolge hatte. Ich füge noch hinzu, daß ich mit Walther während seiner letzten langen Krankheit auch über verschiedene Artikel der Lehre gesprochen, ihm auch öfter den Trost der Gnadenwahl vorgehalten habe, ohne daß er seinerseits irgendwelchen dissensus äußerte. Von einer Absicht Walthers, einen Widerruf zu leisten, oder einem Versuch meinerseits, ihn daran zu hindern, weiß ich rein nichts. Auch habe ich weder von Prof. Crämer noch sonst jemand gehört, daß D. Walther etwas Ähnliches beabsichtigt und erklärt habe. Ich wiederhole, was schon längst bekannt ist, daß D. Walther die letzte Frage, die ich an ihn richtete, ob er auf die Lehre, die er bekannt habe, auch sterben wolle, mit einem deutlichen, bestimmten Ja beantwortete. — Jener „Nachlaß des sel. D. Allwardt“, soweit er bis jetzt mitgeteilt worden ist, beschäftigt sich hauptsächlich mit „persönlichen Verunglimpfungen“. Hierzu sei nur kurz das eine bemerkt, daß wir nicht jedes Wort und Urteil, wie über die persönlichen Motive seiner Gegner, welches bei Walther in der Hitze des Kampfes mit untergelaufen ist, gutheissen und verteidigen, wie denn Walther selbst sich nicht für einen vollkommenen Mann gehalten, der mit keinem Worte fehlt, vielmehr auch noch auf seinem Sterbebett sich als einen aufrichtigen Christen gezeigt, sich als einen armen Sünder bekannt hat, der nur durch die Gnade Jesu Christi selig werden wolle. übrigens könnten wir unsererseits, wenn wir dazu Lust hätten, „persönliche Verunglimpfungen“, in denen wir insonderheit der Unehrlichkeit geziichtet werden, aus der ohioschen polemischen Literatur anführen.

G. St.